Gall. com.
144°
R

Gall. c. 144°

Gonzaga

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Denkwürdigkeiten

der

Pfalzgräfin
Anna von Gonzaga.

Aus dem Französischen.

R

Mit gnädigster Churfürstl. Sächsischer Freiheit.

HALLE,
bei Johann Jacob Gebauer,
1787.

A.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die im vorigen Jahr erschienenen *Mémoires d'Anne de Gonzagues, Princesse Palatine*, wurden mit solchem Beyfall aufgenommen *), daß ich mich entschloß, sie durch eine teutsche Uebersetzung, welche ich hiemit dem Publikum vorlege, gemeinnützigen zu machen. Ob diese Nachrichten wirklich die Fürstin, welcher sie zugeschrieben werden, zur Urheberin haben, oder ob vielleicht, wie in Hrn. Hofraths **Meusel** litterarischen Annalen der Geschichtkunde — — für das Jahr 1786 S. 442. angenommen wird, ein neuerer Schriftsteller ihren Namen seiner Arbeit vor-

*) Zum Beweise sehe man unter andern Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen 1786. St. 152. und *Allgem. Literatur-Zeitung 1787. No. 111.*

vorgesetzt hat, wage ich nicht zu entscheiden; doch gestehe ich, daß das erstere mir am wahrscheinlichsten ist. Dem sey indeß, wie es wolle, so wird meines Bedünkens kein Freund der Geschichte die auf die Lesung dieses Büchelchens verwendete Stunden bereuen. Die Uebersetzung war übrigens, wegen mancher Eigenheiten des Stils, mit größeren Schwierigkeiten verbunden, als ich vermuthet hatte. Inzwischen habe ich es an meinem Bemühen, sowohl den Sinn, als die Manier des Originals treu darzustellen, nicht fehlen lassen. Wolfenbüttel, am 11ten August des Jahrs 1787.

D. Christoph Schmidt
genannt Phiseldek,
Fürstl. Braunschweig Lüneb. Hofrath
und Archivar.

Vor-

Vorbericht
des Herausgebers.

Als ich vor einigen Jahren mich in der Nachbarschaft der Abtey ..... aufhielt, lernte ich die dasige Aebtissin, eine Dame von vielem Verstande und großer Frömmigkeit, kennen. Sie zeigte mir Original-Briefe von Pascal, Racine, und der Herzogin von Nemours. Bey unsrer Unterredung über diese Prinzessin sagte sie mir, sie besäße einen handschriftlichen Aufsatz, welcher der Pfalzgräfin zugeschrieben würde. Der Name einer ihres Geistes wegen so berühmten Person erregte in mir den lebhaften Wunsch, diese Handschrift zu sehen. Sie war so schlecht geschrieben, daß ich viel Mühe hatte, sie zu lesen; ich fand viele Lücken und ausgelöschte Stellen

 darin,

darin, fand auch, daß ganze Blätter unterdrückt, oder verloren gegangen waren. Nachrichten, die Hof-Intrigen betrafen, hatten wenig Reiz für eine Frau, die nichts als Erbauungsbücher las. Die Aebtissin schenkte mir das Manuskript, ich mußte ihr aber versprechen, es, so lange sie lebte, nicht aus den Händen zu geben, und sie niemals zu nennen. „Denn, sagte sie, ich will nicht, daß mein Name weder bey meinem Leben, noch nach meinem Tode in das eitele Tichten und Trachten der Welt mit eingeflochten werde.„ Ich habe mein Wort gehalten, habe mit der Bekanntmachung dieses in meinen Augen erheblichen Werkes bis auf ihren Tod gewartet; und ich nenne, meines Versprechens eingedenk, diejenige nicht, von der ich es bekommen habe. Eine Menge Schriften, und besonders die Nachrichten des Kardinals von Retz, geben über die Begebenheiten jener Zeit vollständige Belehrung; aber die Arbeit einer erlauchten Person, welche die meisten damaligen Staatsveränderungen angegeben, die verwickeltsten Intrigen mit Geschicklichkeit geleitet hat, muß über den Charakter, die Bewegungsgründe und die Handlungen derjenigen, die an jenen Veränderungen Theil gehabt

haben, neues Licht verbreiten. Die Unpartenlichkeit, welche in diesen Denkwürdigkeiten herrscht, und die der Pfalzgräfin eigenthümliche Aufrichtigkeit, machen die gegenwärtige Schrift noch schätzbarer.

Die Pfalzgräfin war eine Tochter des Herzogs **Karl von Mantua**, und der Prinzessin **Katharina von Lothringen**. Sie vermählte sich mit dem Prinzen **Eduard**, Pfalzgrafen bey Rhein, des Kurfürsten und nachherigen böhmischen Königs **Friederich** sechstem Sohne. Ihre Schwester **Luise-Marie** wurde an den König von Polen **Ladislav-Siegmund** den IV. verheyrathet. Die Pfalzgräfin starb in einem Alter von acht und sechszig Jahren im Jahr 1684, nachdem sie mehrere Jahre unter den strengsten Religionsübungen zugebracht hatte. Diese durch die Erhabenheit ihres Geistes ausgezeichnete Frau, die so viel Fähigkeit zu den Geschäften, so viel Talent zur Regierung besaß, glaubte an Träume, und ihre Bekehrung war die Wirkung eines Traums. Hier ist das, was Bossüet in der Leichenrede auf diese Fürstin davon sagt: „Es war ein bewundernswürdiger Traum, der Träume einer, die Gott selbst vermittelst des Dienstes der Engel vom Himmel her-

absendet, deren Bilder so rein und so deutlich sind, in denen man ich weis nicht was Himmlisches erblickt. Es dünkte sie — sie selbst erzählt es einem heiligen Abte: Vernehmt es, und vor allen Dingen hütet euch, die Ordnung der göttlichen Warnungen und die Führung der Gnade nicht mit Verachtung zu vernehmen — Es dünkte sie, sage ich, sie wäre einsam in einem Walde gegangen, und hätte da einen Blinden in einer kleinen Hütte angetroffen. Sie tritt hinzu und fragt ihn, ob er seit seiner Geburt blind, oder es durch einen Zufall geworden sey. Er antwortete, daß er blind geboren wäre. „Ihr kennet also, erwiederte sie, das Licht nicht, das so schön und so angenehm ist, kennet die Sonne nicht, die so viel Glanz und Schönheit hat.„ — „Ich habe, sprach er, nie diesen herrlichen Anblick genossen und kann mir keinen Begriff davon machen; dennoch glaube ich, daß er von entzückender Schönheit ist.„ Der Blinde schien jetzt Stimme und Gesicht zu verändern, und sagte in einem Tone voll Nachdruck und Würde: „Mein Beyspiel muß dich lehren, daß es sehr vortreffliche und sehr bewundernswürdige Dinge gibt, die unserm Auge entgehen, und darum nicht weniger wahr,

nicht

nicht weniger wünschenswerth sind, ob man gleich sie nicht begreifen, noch sich vorstellen kann." Durch eine plötzliche Erleuchtung fühlte sie sich so aufgeklärt, und vor Freuden, das gefunden zu haben, was sie seit so langer Zeit suchte, dergestalt entzückt, daß sie sich nicht enthalten konnte, den Blinden zu umarmen, dessen Reden ihr ein schöneres Licht als das, was ihm fehlte, entdeckten; „und, sprach sie, über mein Herz ergoß sich eine so sanfte Freude und ein so fühlbarer Glaube, daß keine Worte es auszudrücken vermögen." Sie erwachte darauf und befand sich, ihrer Versicherung zufolge, in eben dem Zustande, in welchem sie während dieses bewundernswürdigen Traumes gewesen war, das heißt, so sehr verändert, daß sie selbst es kaum glauben konnte. „Ich stand, fuhr sie fort, sehr hurtig auf; meine Handlungen waren mit ausserordentlicher Freude und Thätigkeit vergesellschaftet; durch alles, was ich über die Religion las, wurde ich bis zum Weinen gerühret. — Ich ging in die Messe in einem sehr unterschiedenen Zustande von demjenigen, in welchem ich ihr sonst beyzuwohnen pflegte; aber jetzt schien es mir, als ob ich die wirkliche Gegenwart unsers Heilandes

empfände, fast so, wie man sichtbare und keinem Zweifel unterworfene Dinge empfindet.

Um die Talente und das Genie der Pfalzgräfin vollends kennen zu lehren, setze ich dasjenige her, was der Kardinal Retz in seinen Denkwürdigkeiten von ihr sagt, nebst der Schilderung, die Bossüet in der ihr gehaltenen Leichenrede von ihr entwirft. So auffallend auch die seltene Vereinigung großer Eigenschaften, die dieß Bild darstellet, seyn mag, und so verdächtig auch immer Leichenreden sind, so zeigen doch die Thatsachen und das unparteyische und erleuchtete Urtheil des Kardinals Retz, daß diese Lobrede nicht übertrieben ist.

Bild der Pfalzgräfin, vom Kardinale von Retz.

„Die Pfalzgräfin schätzte die Galanterie eben so sehr, als sie das Gründliche liebte. Ich glaube nicht, daß die Königin Elisabet von England mehr Fähigkeit gehabt habe, einen Staat zu regieren. Ich habe sie in der Faktion, habe sie im Kabinet gesehen, und habe sie überall gleich aufrichtig gefunden.„

Schil-

Schilderung eben dieser Fürstin, von Bossüet; aus seiner Leichenrede auf sie genommen.

„Das Genie der Pfalzgräfin war für Vergnügungen und für Geschäfte in gleichem Grade gemacht. Nie hatte man am Hofe eine einnehmendere Dame gesehen, und dem geheimen Zauber ihrer Gespräche unterlag alles, ihrer Scharfsichtigkeit, ihrer Unerschöpflichkeit an Auskunftsmitteln nicht einmal zu gedenken — — — — — Sie blieb dem Staate und der großen Königin Anna beständig treu. Neben den Geheimnissen dieser Fürstin besaß sie auch die Geheimnisse aller Parteyen; so scharfsichtig war sie, so viel Zutrauen erwarb sie sich, so natürlich war es ihr, die Herzen zu gewinnen! Sie erklärte den Häuptern der Parteyen, bis wie weit sie sich verbindlich machen könnte, und man hielt sie für unfähig, sich selbst zu hintergehen oder von andern hintergangen zu werden; aber ihr eigenthümlicher Charakter war es, die einander entgegenstehenden Interesse zu vereinigen, und dadurch, daß sie sich über sie erhob, den eigentlichen Schlupfwinkel, als den Knoten,

ken, vermittelst dessen man sie mit einander verknüpfen kann, ausfindig zu machen."

So ist das Bild, was Bossüet gezeichnet hat, und es ist vielleicht ohne Beyspiel, daß ein bis aufs Aeusserste getriebenes Lob nichts mehr als historische Wahrheit enthalte.

Denk-

Denkwürdigkeiten der Pfalzgräfin Anna von Gonzaga.

Madam, die Unruhen der Regentschaft sind oft der Gegenstand unserer Gespräche gewesen. Von Ihrem Forschungsgeiste getrieben haben Sie mich unzählige Mal über die Personen, welche damals auf dem Schauplatze erschienen, befragt. Sie haben deren verschiedene gekannt, die nachher in der großen Gesellschaft kaum ein Auge auf sich zogen, und Sie haben die Kühnheit eines Empörers in der knechtischen Geflissenheit eines Höflings vergebens gesucht. Wenige Jahre haben diese Veränderung hervorgebracht. Von der Muthlosigkeit, in welche der Kardinal Richelieu auch die unruhigsten Köpfe hinabgestürzt hatte, ging man fast urplötzlich zur Unabhängigkeit und zur Empörung

pörung über; und vermöge einer eben so schnellen Umstimmung ließ man sich hernach die tiefste Unterwürfigkeit gefallen. Die Ursachen dieser Abwechselungen liegen einzig und allein in dem Charakter derjenigen, die das Staatsruder führten. Manchen jener Leute, welche zur Zeit der letzteren bürgerlichen Kriege eine Rolle spielten, gibt gerade ihr damals erworbener Ruf jetzt einen lächerlichen Anstrich; der Kardinal Retz selbst würde bey aller Ueberlegenheit seines Geistes diesem Schicksale nicht entgangen seyn, wenn er nicht weislich die große Welt mit der Eingezogenheit vertauschet hätte.

Wahrlich, Madam, die Menschen beurtheilen, wie ich Ihnen oft gesagt habe, nichts nach sich und nach dem wahren Werthe der Dinge. Die großen Eigenschaften, die Tugenden, erregen, wenn sie am unrechten Orte stehen, oft Verachtung, und sind ein Gegenstand der Spötteley; die Erfahrung lehrt, daß übermäßige Größe und äußerste Kleinheit gleich nahe ans Lächerliche gränzen. Die hassenswürdigsten Laster, mit den Lichtstralen der Begünstigung umgeben, werden geduldet, und können Sitte werden; der Erfolg endlich rechtfertiget alles, wirft über alles den Schleyer.

Der Kardinal Mazarini war der Gegenstand des öffentlichen Hasses, Parlementsschlüsse

schlüsse ächteten ihn, man setzte einen Preis auf seinen Kopf, und bald nachher wetteiferten Fürsten mit einander, seine Nichten zu ihren Gemahlinnen zu wählen. Er gab dem Könige von England, der sich um eine derselben bewarb, einen Korb, er richtete seine Blicke so gar bis zum französischen Throne. Richelieu hätte seine Nichte auf diesen Thron gehoben; aber der Geldgeiz, durch welchen Mazarini so viele Schätze zusammengescharret hatte, konnte in einem und eben dem Manne sich nicht mit jener Kühnheit vertragen, die aus der Leidenschaft des Königs würde Vortheil gezogen haben.

Ich rede unparteyisch zu Ihnen; alle Begebenheiten, die ich Ihnen zurückrufe, liegen weit von mir ab, und die mehresten Urheber derselben sind gestorben. Ich bin, gleich den Helden der elysäischen Felder, der Welt entrückt, bin, gewissermaßen, nur noch ein Schatten, und die Erinnerung an das, was ich erlebt habe, wird durch keine Leidenschaft verfälschet.

Ich werde Ihnen die Auftritte, von welchen ich Zeugin gewesen bin, und besonders diejenigen, an denen ich einigen Antheil gehabt habe, mit meiner Ihnen bekannten, und von niemand jemals in Zweifel gezogenen Aufrichtigkeit darstellen. Vielleicht habe ich es bloß

dieser Eigenschaft zu verdanken, daß es mir so ziemlich gelang, zu einer Zeit, wo alle, welche durch Unterhandlungen ihr Heil versuchten, sich auf ihre Kunstgriffe etwas zu gute thaten. Ich wendete, was ich an Einsichten besaß, dazu an, das Interesse der Leute, mit denen ich zu thun hatte, wohl zu unterscheiden, und die Verwirrung in den Geschäften zu verhüten, welche durch Eigenliebe, oder durch das Haschen nach einem kleinen einzelnen, die Erlangung des Hauptsieges oft hindernden Vortheile verursacht wird. Ich erklärte meine Meynung gerade zu, verhehlte mein Interesse nicht, setzte den Grad und die Art meiner Verbindungen vest; kurz, ich zeichnete die Linie vor, nach welcher ich mich richten mußte und wollte, ich bestimmte genau einen äussersten Standpunkt, zu dessen Ueberschreitung nichts mich vermögen würde. So war die Aufrichtigkeit für mich Ariadne's Faden, der aus dem Labyrinth der Intrigue mich glücklich herausgeleitet hat.

Ich wurde, nebst meiner Schwester Benedicta, schon in der Kindheit zum Kloster bestimmt. Mein Vater, der meine älteste Schwester, die Prinzessin Maria, mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit liebte, war entschlossen, der Vergrößerung ihres Vermögens alles aufzuopfern. Er schickte Benedicte und mich früh-

frühzeitig ins Kloster, mit der Vorschrift, nichts zu verabsäumen, was uns Geschmack am Klosterleben einflößen könnte. Eine Zeitlang unterstützte ich seine Absichten; er schmeichelte sich, daß ich nie den weltlichen Stand wählen würde, daß er also seine Neigung würde befriedigen und alle seine Güter meiner Schwester Maria zuwenden können.

Ich war schon in einem Alter von zwölf Jahren andächtig, und wurde als ein Beyspiel heißer Religionsliebe angeführet. Ein thätiger Geist, der das Bedürfniß eines ihm durchaus wichtigen, ganz ihn beschäftigenden Gegenstandes fühlte, ein zärtliches und empfindsames Herz, das dauernde Bande zu knüpfen suchte, erzeugten in mir den feurigen Wunsch, mein ganzes Leben der Gottheit zu weihen. Die härtesten Gebräuche des Klosterlebens, die Kasteyungen, die strengen Enthaltungen, die Fasten, hatten Reize für mich, und ich sahe den Tagen der heiligen Woche mit ausserordentlicher Freude entgegen. Nie hat die Welt, in den angenehmsten Zeiten meines Lebens, mir so lebhaftes, so tief in die Seele dringendes Vergnügen dargeboten, als die Fasten und die Verleugnungen am Charfreytage mir gewährten. Ich entwandte einst einer kranken Nonne ihre Geissel und ihr härnes Bußkleid, schloß mich eiligst in mein Zimmer, und ruhete

nicht, bis ich mich mit Blut bedeckt sahe. Nach dieser schönen That war ich in meinen Augen ein sehr wichtiges Geschöpf, ich glaubte jetzt unstreitige Rechte auf die Märtyrerkrone zu haben, ich sehnte mich nach dem Augenblicke, in welchem ich durch ewige Gelübde mich fesseln könnte. Aber, darf ich es sagen? mitten unter so großer Inbrunst wurde ich oft von Zweifeln beunruhiget; mein Verstand wollte nicht glauben, indeß mein Herz zum Lieben fortgerissen wurde. Ich verscheuchte die Gedanken, die meinen Glauben erschüttern konnten, als das Werk des bösen Geistes; sie kamen ohne Unterlaß wieder, Einwürfe in Menge fanden sich ein, und ich konnte, bey aller möglichen Anlage überzeugt zu werden, zu keiner Ueberzeugung gelangen. In solchen Augenblicken sprach ich bisweilen: „Wer bin ich, daß ich Zweifel und Ungewißheiten hege? warum sollte ich nicht glauben, was die Arnaud und so viele andere vorzügliche Leute als Wahrheit verehren?„ Diese Betrachtungen zerstreueten meine Zweifel auf einen Augenblick, und meine Einbildungskraft vollendete das Werk. Sie versinnlichte mir dasjenige, gegen welches meine schwache Vernunft am meisten sich sträubte; sie führte die ganze Dauer meines Lebens als einen flüchtigen Traum vor mir über, und versetzte mich in eine durch

wenige geringe Aufopferungen erkaufte Ewigkeit voll süßester Freuden. So verstrichen unter vorübergehenden Zweifeln verschiedene Jahre, welche ich mir oft als eine Verirrung meiner Jugend und als eine unterhaltene Berauschung vorgeworfen habe. Ein unerwartetes Ereigniß änderte auf ein Mal alle meine Begriffe. Die vorzüglichen Ehrenbezeugungen, welche der Prinzessin Maria erwiesen wurden, hatten in mir einen geheimen Neid, und sogar eine Anlage zum Haß erregt; ich hatte in der Beichte beständig mit meiner Schwester zu schaffen, und die härnen Bußhemder konnten mir nicht so wehe thun, als ihr wegwerfendes Betragen gegen mich, als der erhabene Standort, welchen sie, durch die blinde Vorliebe meines Vaters begünstigt, eingenommen hatte. Ich hatte einst bei der Frau von la Châtre, Aebtissin des Klosters Faremoustier, zu Mittage gespeiset. Sie hatte mich mit Liebkosungen überhäuft, mir die Reize des Klosterlebens angepriesen. Nicht nur die Andacht, sondern selbst die Eitelkeit mußte ihr Waffen gegen mich leihen; denn sie öffnete mir die Aussicht, ihre Nachfolgerin zu werden. Nun ist wirklich in den Augen einer Kostgängerin nichts herrlicher, nichts wichtiger, als die Beherrschung des Klosters; noch frische, ungeübte Organen werden durch die Gegenstände empfindlich gerühret.

rühret. Ein Schäfer sagte, er würde, wenn er König wäre, seine Heerde zu Pferde hüten; eine junge Person kennt nichts größeres, als das Ansehn, welches von ihrer Kindheit an auf sie wirket.

Die Frau von la Châtre wurde abgerufen. Sie ließ mich in ihrem Zimmer, um hernach ihre Unterredung zu erneuern. Auf dem Kamine lag ein Brief; ich erkannte die Hand der Herzogin von Guise, und gerieth in Versuchung, den Brief zu lesen. Er enthielt Ermahnungen an die Aebtissin, den dringenden Bitten meines Vaters kein Gehör zu geben, meinen Beruf sorgfältig zu prüfen, und meine Jugend nicht durch verführerische Vorspiegelungen zu mißbrauchen, um mir den Entschluß abzulocken, daß ich mich einkleiden ließe. Die Herzogin beklagte die Verblendung meines Vaters, die ihn so weit triebe, daß er zwey Töchter der Erhebung ihrer ältesten Schwester aufopfere. Sie kenne mich, setzte sie hinzu, ich sey nicht für das Kloster gemacht; die übertriebene Hitze meines Eifers bürge schon dafür, daß er von kurzer Dauer seyn werde. Ich legte den Brief wieder an seinen Ort, und eilte, statt die Aebtissin zu erwarten, in mein Zimmer. Ich war voller Wuth; verschiedene Umstände, die mir bisher nicht aufgefallen waren, stelleten sich nun meiner Seele dar; ich

sahe

sahe im Augenblick, wie die Sachen standen, und enthüllete alles, was man angewandt hatte, um mich zu verführen. Meiner Schwester zu Gute sollte ich Nonne werden, das eben setzte mich in Verzweiflung. „Um seine Göttin zu schmücken, sprach ich, um sie so hoch zu heben, daß sie Jedermanns Blicke auf sich ziehe, deswegen will mein Vater mich plündern!„ Haß und Eifersucht warfen in Einem Augenblicke das Gebäude der göttlichen Liebe übern Haufen, und zwey Tage nachher hatte ich einen solchen Widerwillen gegen Kloster und Nonnen, wie das leichtsinnigste Frauenzimmer nur immer haben kann; ich sann jetzt bloß darauf, mit einem gewissen Glanze in der großen Welt zu erscheinen. Die Einbildungskraft hat das Eigenthümliche, daß sie nach Gefallen aufbauet und niederreißt; der Glaube hatte mir gefehlt, und meine Andacht war weiter nichts als das Aufbrausen eines feurigen Geistes. Alles, was sich nicht auf Grundsätze oder auf Vernunft stützt, ist nicht von Bestand; und es wird der Einbildungskraft leicht, das mit den finstersten Farben zu schildern, was sie einen Augenblick zuvor mit den ausgesuchtesten Verschönerungen ausgeschmückt hatte. Ich gab mir nicht die Mühe, meine neuen Gesinnungen zu verbergen. Der ganze Convent wurde betroffen, man gerieth in Un-

ruhe, man nahm Aergerniß an mir; die Aebtissin kränkte es, ihr Werk zernichtet zu sehen, sie verschwendete Liebkosungen und Vorwürfe; alles umsonst — ich erklärte rund heraus, daß ich nie würde Nonne werden. Die Nachstellungen der Aebtissin ließen mir von nun an keine Ruhe. Um ihnen auszuweichen, verließ ich Faremoustier, und begab mich nach Avenay zu meiner Schwester Benedicta, welche vor kurzem zur Aebtissin dieses Klosters ernannt war. Ich würde bey ihr glücklich gelebt haben, wenn ich mich nicht über die Aufopferung betrübt hätte, die sie gemacht, und gegen die ich mich gesichert hatte. Täglich beklagte ich dieß der Ehrsucht meiner Schwester geschlachtete Opfer, und mein Haß gegen sie wurde hiedurch verdoppelt.

Der Herzog von Mantua starb. Diese Begebenheit brachte mich aus dem Kloster; und bald darauf mußte ich den Tod meiner Schwester Benedicta betrauern, deren Andenken mir ewig theuer seyn wird.

Meine Schwester Maria war schöner als ich. Zwar fehlte es mir weder an Schönheit, noch an Annehmlichkeit; sie aber hatte mehr blendenden Schimmer. Sie fesselte die Aufmerksamkeit der Männer und erregte Aufsehen durch ihre Reize. Der Großstallmeister Cinq-Mars, mit allen Naturgaben geschmückt, in

der

der Blüthe seiner Jugend, Günstling seines Herrn, verliebte sich in sie. Die Eitelkeit mochte wol nicht geringen Antheil an dieser Neigung haben. Sich mit einer Prinzessin aus einem souverainen Hause zu vermählen und hiedurch in die Anverwandtschaft aller europäischen Fürsten zu treten, war für Cinq-Mars, der kaum ein guter Edelmann war, ein Glück, das jenseits seines Gesichtskreises zu liegen schien. Er fühlte es, und wollte den Zwischenraum mit Ehrenstellen ausfüllen. Das Glück eines **Luynes**, so groß es war, überstieg die Erwartungen des Großstallmeisters nicht. Er wollte Herzog und Pair von Frankreich werden, und die Connetable-Würde schien ihm nicht fehlen zu können, wenn der König fortfuhr ihn zu lieben. Meine Schwester, die sich von ihrem Geschmacke fortreißen, und durch den Glanz, der den Liebling des Monarchen umgab, verleiten ließ, hätte ihn gern geheyrathet. Sie sahe sich genöthiget, sich mir anzuvertrauen, und wir beide wußten um des Cinq-Mars Entwürfe; Herr von Thou war nicht schuldiger als wir. Der Großstallmeister würde in jeder andern Lage ein unerträglicher Geck gewesen seyn; allein die Geckheit ist nichts anders als ein übel angebrachtes Selbstvertrauen; was hätte nun wol ein Jüngling, der in einem Alter von zwanzig

Jahren Großstallmeister von Frankreich und Günstling seines Königs war, sich und seinem Glücksstern nicht zutrauen sollen? Alles vereinigte sich, ihn zu berauschen. Sein Lever war wie das Lever des Monarchen, oder des Kardinals. Zweyhundert Edelleute begleiteten ihn, wenn er zum Könige ging, und er übertraf alle Hofleute durch die Pracht in seinen Kleidungen, durch seine edle und einnehmende Bildung, und durch das Gefällige in seinem äussern Betragen. Die Damen drängeten sich um die Wette zu ihm, die Minister standen ihm zu Gebot und wurden von ihm fast über die Achsel angesehen. Der Kardinal liebte ihn, fürchtete ihn hernach und schonete ihn. So vielen Verführungen zu widerstehen und in solchem Alter den Vorschriften der Klugheit und Mäßigung immer treu zu bleiben, wer vermag das? So großes Behagen Cinq-Mars an dem ihn umstralenden Glanze fand, so schwürig war er über den Preis, um welchen er ihn erkaufen mußte. Ludewig des Dreyzehnten, des lästigsten, argwöhnischsten, hochmüthigsten Mannes unter der Sonne, müde, waren die Stunden, welche er bey diesem Monarchen zubrachte, Jahrhunderte für ihn, und er ließ seine Ungeduld manchmal laut ausbrechen. Er verließ S. Germain nach dem Schlafengehen des Königs, und brachte einige Stunden

bey

bey meiner Schwester zu. Ich war die dritte Person bey ihrer Unterredung. Er gestand uns seinen Widerwillen und Haß gegen den Kardinal; er machte ihm auf eine possierliche Art nach, wie er sich bey seinen verliebten Zusammenkünften mit Mariechen von l'Orme geberdete. — Wir ermahneten ihn, die Langweiligkeiten des Königs zu ertragen, und den Kardinal mit Schonung zu behandeln. Er versprach es, aber die Lebhaftigkeit seines Charakters hinderte ihn, sich in die Laune des Königs zu schicken. Seine verführerischen Schmeichler überredeten ihn, er könne alles unternehmen; kurz, die Feinde des Kardinals benutzten seinen Unwillen, um ihn noch mehr von diesem Minister zu entfernen. Er überschritt alle Schranken, als der Kardinal ihn hinderte, zum Herzog und Pair gemacht zu werden. Er sahe nun die Hoffnung, meine Schwester zu heyrathen, und eine erhabene Würde zu gleicher Zeit dahin schwinden. Ueber das erfuhr er, was einen von sich eingenommenen und kein Fehlschlagen seiner Entwürfe kennenden Mann am empfindlichsten rührt, ein Mißgefallen, welches bewies, daß seine Gunst dem Uebergewicht des ersten Ministers untergeordnet war. Er trat von dem Augenblick an mit allen Mißvergnügten in Verbindungen, bekam Anhang, und der Kardinal

zitterte für seinen Posten, und selbst für sein Leben. Wer weis, was geschehen wäre, wenn der Großstallmeister sich hätte entschliessen können, einige Stunden Langeweile zu haben, kurz, wenn das günstige Geschick des Kardinals ihm nicht, wie durch ein Wunder, eine Abschrift des mit dem Grafen Olivarez geschlossenen Tractats in die Hände gespielt hätte? Man hat niemals erfahren, wie dieß Actenstück, welches das Schicksal des Kardinals und das Leben Cinq-Mars's entschied, zu seiner Kenntniß gelangte. Der Großstallmeister würde, aller Wahrscheinlichkeit nach, Herr des Königs und des Reichs gewesen seyn, er würde den König mit dem Herzoge von Orleans ausgesöhnet, würde meine Schwester geheyrathet, und während der Regentschaft das größeste Ansehn behauptet haben. Sie wissen, daß die Absichten des Großstallmeisters gleich nach der Abreise des Königs von Paris bekannt wurden. Der Kardinal war unterrichtet, hatte aber keine Beweise; er säumte nicht, deren habhaft zu werden. Meine Schwester schrieb an Cinq-Mars einige Male, daß man seinen Anschlag entdeckt hätte und in allen Gesellschaften davon spräche. Von seiner Antwort, dem letzten Briefe, den meine Schwester von ihm erhielt, habe ich eine Abschrift behalten. Ich theile sie Ihnen mit, in der

Vermuthung, daß Sie sie nicht ungern lesen werden:

„Beunruhigen Sie Sich nicht, meine „theure Prinzessin, der König und das Kriegs„heer sind auf meiner Seite. Mein Feind „hat mir das Feld überlassen, und die Muth„losigkeit seiner Anhänger übersteigt alle Grän„zen. Ich saß gestern zwey Stunden vor dem „Bette des Königs. Sie würden mit mir „zufrieden gewesen seyn, und ich war es ganz „ungemein, über die Art, womit er mir begeg„nete. Er hat mich wahrhaftig herrlich re„galiret, mich seinen lieben Freund genennet, „geseufzet, hat Lockspeise dargeboten, indem „er mir sagte, er sey sehr unglücklich, man „verursache ihm tausend Verdruß, und nehme „sich gar zu viel heraus. — Ach, Sire, „antwortete ich ihm, und dabey standen mir „die Thränen in den Augen, wie nahe geht „mir Ihr Zustand, und wie betroffen macht „er mich, wenn ich bedenke, daß Sie nur be„fehlen dürften! Wollten Sie die Gnade ha„ben, Sich mir anzuvertrauen, morgen soll„ten Ew. Majestät von nichts wissen, das sich „unterstände Ihnen irgend einigen Zwang „aufzulegen. Lieber Freund, erwiederte er, „übereilen Sie nichts. — Ich kann nichts „schonen, sprach ich, wenn von dem Besten „meines Herrn die Rede ist; Ew. Majestät

„haben

„haben treue Diener, erlauben Sie mir, zu „ihnen zu reden. Der König wandte sich um „und sagte zu mir in zärtlichem Tone: Gute „Nacht, thuen Sie ihr bestes, aber nehmen „Sie sich in Acht, nicht unvorsichtig zu Werke „zu gehen. Urtheilen Sie nun, theuerste „Prinzessin, ob ich nicht berechtiget bin, al„les zu unternehmen, zumal bey einem so „rühmlichen Zwecke, als der ist, welcher mich „anfeuert. Erhalten Sie Ihre Gewogenheit „Ihrem eifrigsten Verehrer.„

Das tragische Ende Cinq-Mars's ist Ihnen nach allen seinen Umständen bekannt; genug also von diesem betrübenden Gegenstande.

Ich fand bey meinem Eintritt in die große Welt eine so günstige Aufnahme, daß die Eifersucht meiner Schwester Marie dadurch erregt wurde. Sie vergab es mir eben so wenig, daß sie die allgemeine Achtung mit mir theilen sollte, als sie mir es verzieh, daß sie die Erbschaft hatte mit mir theilen müssen. Nach Cinq-Mars's Unfalle lebten wir, da wir genöthiget waren, unter einem Dache zu wohnen, und einerley Gesellschaft zu haben, dem äussern Ansehn nach in schwesterlicher Eintracht; in der That aber wurden wir von wechselseitiger Mißgunst und Haß gegen einander gereizet. Die Nothwendigkeit, ihr Herzensgeheimniß mir anzuvertrauen, trieb meine Schwester noch ein

ein Mal zu mir. Sie faßte eine heftige Neigung zu einem jungen Italiäner, und der ist der einzige Mann, den sie je wahrhaftig geliebt hat. Eitelkeit mischte sich in diese Leidenschaft nicht; sie würde die Kronen, womit die Glückspropheten ihre Einbildungskraft anfülleten, ihrem Geliebten aufgeopfert haben. Da sie nicht allein mit ihm seyn konnte, so mußte sie aus Noth ihre Zuflucht zu mir nehmen. Die Begierde zu gefallen, war nicht mehr so lebhaft, nicht mehr so herrschend bey ihr, seitdem ihr Herz einen Gegenstand zärtlicher Zuneigung hatte; das war denn auch eine Ursache, daß ich ihr weniger unangenehm wurde.

Ihr Geliebter war der Vetter einer Hofdame, die uns Gesellschaft leistete; wir hatten tausend Gelegenheiten ihn zu sehen, und um den neugierigen Blick seiner Verwandtin zu täuschen, machte er sichs zur Pflicht, für mich und für meine Schwester gleiche Geflissenheit zu äussern.

Ich weis nicht, wozu dieser Liebeshandel die Prinzessin Marie würde gebracht haben; sie konnte doch nicht darauf denken, sich mit einem Manne zu vermählen, der weit unter ihrem Stande, obgleich von guter Familie war. Zwar schreckte die Ungleichheit des Standes sie nicht ab, und die Aufopferung der größesten Vorzüge war ein Reiz mehr für

sie.

sie. Sie suchte in der Geschichte Beyspiele von Prinzessinnen auf, die Edelleute geheyrathet hatten; eines Tages, als ich sie äusserst aufmerksam lesend antraf, gab sie mir das Buch und sprach mit triumphirender Miene: lies, Schwester! Es war eine Stelle aus ich weis nicht welcher Geschichte, wo die Heyrath der verwitweten Königin **Katharina** von England, einer gebornen Prinzessin von Frankreich, mit Owen Tudor, der ein bloßer Walliser Ritter war, erzählet wurde. Sie nannte mir auch eine Tochter des Königs Philipp des Langen, die einen Edelmann geheyrathet hatte. Wir brachten damals unsere Zeit mit beständigem Romanlesen zu; meine Schwester schrieb Briefe, die sich im Cyrus nicht übel würden ausgenommen haben — Aber — schrecklicher Schlag — der Italiäner wurde in sein Vaterland zurückgerufen! Meine Schwester war ausser sich vor Verzweiflung. Hätte ihr Liebhaber mehr Kühnheit besessen, sie würde, glaube ich, einer Entführung die Hände geboten haben; bey dem Taumel, in welchem sie sich befand, hätte sie, in der Gesellschaft ihres geliebten Gegenstandes, die elendeste Hütte für ein Paradies gehalten. . . . . *)

Ich kehre zu der Periode zurück, in der ich bey Hofe erschien. Er machte eine sehr trau-

*) Hier ist eine beträchtliche Lücke.

traurige Figur, dieser Hof. Der Kardinal ließ der Königin auf eine unanständige Weise auflauern, und sie wurde von ihm mit einer Art von Erbitterung verfolgt. Er war Gebieter in Frankreich und der Schiedsrichter von Europa. Alles beugte sich vor ihm; der Ruf seiner Talente, mit einer unbegränzten Gewalt verbunden, machte ihn zu einem Gegenstande der tiefsten Verehrung. Man hat gesehen, daß auswärtige Fürsten den Rang über sie, den sie dem Bruder des Königs versagten, Ihm zugestanden, mit der Erklärung, daß sie nicht dem Kardinale, nicht dem ersten Minister, sondern dem größesten Manne in Europa wichen. War das Furcht, die sich hinter die Bewunderung zu verbergen suchte? Vielleicht wol; aber es ist schön, der Stoff zu einem solchen Vorwande zu seyn. Die Großen des Reichs, die Prinzen hasseten den Kardinal und schmiedeten Ränke wider ihn; — aber es verging kein Jahr, daß nicht einige von ihnen das Opfer ihrer Kabalen geworden wären. Der Graf von Soissons allein hatte seinem Ansehn sich zu entziehen und demselben Trotz zu bieten gewußt. Mit stolzer Verachtung hatte er die Hand der Herzogin von Aiguillon abgewiesen, welche Richelieu dem Bruder des Königs anzutragen kein Bedenken gehabt hatte. Nach Sedan entwichen, war er der Mittelpunkt

punkt der gegen die Gewalt und selbst gegen das Leben des Kardinals gerichteten Entwürfe nnd Unternehmungen; unter seinem Panier stießen die Mißvergnügten zusammen. Wir gingen bisweilen nach Hofe, die Königin nahm uns gütig auf, und erzählte uns mit Bitterkeit und Verdruß, was sie ausstehen müßte. Einst lobte meine Schwester ihre Hände und ihre Brust, welche in der That ungemein schön waren. Die Königin antwortete, indem sie ihre Brust wies: Der Herr Kanzler ist ohne Zweifel mit Ihnen einerley Meynung, denn an ihm hat es nicht gelegen, daß er sich nicht hieher verirret hat. Diese Magistratsperson hatte die Verwegenheit so weit getrieben, das Halstuch der Königin aufzuheben, um zu sehen, ob sie nicht Briefe vom Könige von Spanien oder vom Kardinal Infanten darunter versteckt hätte. Die Königin zog mich meiner Schwester merklich vor. Meine Art zu denken und zu handeln schien ihr mehr zu gefallen; und damals geschahe es, daß ich, ohne es zu wissen, in verschiedenen Unterredungen den Grund zu dem Vertrauen legte, das sie mir nachher geschenket hat.

Man drängte sich nicht sehr, einer Königin die Aufwartung zu machen, die ohne Ansehn, und deren Gunst mit sicherer Gefahr verknüpft war. Als ihre Schwangerschaft

nicht

nicht mehr bezweifelt werden konnte, schmeichelte sie sich, daß sie einer größern Achtung sich würde zu erfreuen haben, und die Geburt eines Prinzen schien ihr Ansehn verschaffen zu müssen. Der Kardinal, welcher bemerkte, daß sie einen stärkern Hof hatte, sahe die, die ihr fleißig aufwarteten, so scheel an, daß sie bald in die größeste Verlassenheit zurücksank. Sicherlich mischte sich Groll in die Verfolgung, welche dieser Minister ihr zufügte. Er hatte eine zärtliche Neigung für die Königin; und wenn sie sich die Mühe gegeben hätte, ihm die kleinesten Höflichkeiten zu erweisen, so würde er ihr ein großes Ansehn eingeräumet haben. Der Kardinal, welcher wußte, auf welchen Fuß sie mit uns umging, unterhielt uns oft von ihren vorgefaßten Meynungen gegen ihn. Er breitete sich in Lobeserhebungen ihrer Person aus, und setzte hinzu, er bedaure, daß er ihren Widerwillen nicht habe überwinden können. Er betheuerte, daß er bereit wäre, alles zu thun, um ihre Gewogenheit zu gewinnen; und ich erinnere mich, daß einstens, wie er über diese Materie mit uns sprach, ihm die Thränen in die Augen stiegen. Er verstand die Kunst zu weinen, und diese Fertigkeit war ihm von der Königin Mutter, die sich lange dadurch hatte hinters Licht führen lassen, vorgerückt worden. Es hat mir immer unzweifel-

haft geschienen, daß er gegen die Person der Königin, die ausserordentlich einnehmend war, eine sehr starke Zuneigung hegte. Gewohnt, alles sich vor ihm schmiegen zu sehen, Schmeicheleyen zu hören, die selbst diejenigen, womit man die Könige einwiegt, übertrafen, konnte er gar keinen Widerstand, und noch weniger Spötterey ertragen. Die Königin schonte aber in dem kleinen Zirkel ihrer Vertrauten seiner nicht. So viel Treue auch diese Fürstin von ihren Freundinnen zu erwarten Ursach hatte, so kam doch alles, was sie sagte, an den Kardinal; das war eine Gottheit an Macht, dazu besaß er noch die Eigenschaft von ihr, daß er alles erforschte. Nichts war ihm verborgen, die gleichgültigsten Gespräche zwischen Personen von Range wurden mit vergiftenden Zusätzen ihm wiedererzählet. Er theilete für die kleinesten Dienste und für die geringsten Beweise von Ergebenheit königliche Belohnungen aus; der Kardinal allein hatte das Vermögen, Wohlthaten zu erweisen. Hiedurch wird es begreiflich, daß keine Treue gegen seine Lockungen, oder gegen die Furcht, welche er einflößete, ausdauern konnte. Die Königin, unvorsichtig, heftig, aus Temperament, und vermöge eines Stolzes, der ihr die Nothwendigkeit sich zu mäßigen als Demüthigung schilderte, war täglich neuen Klatschereyen ausgesetzt; und in gewis-

gewissen Augenblicken der Niedergeschlagenheit fürchtete sie alles von der Schwäche eines Königs, der seine Mutter aufgeopfert, und von dem Minister, der ihn zu dieser Barbarey gegen sie zu bringen gewußt hatte.

Ihr Hof war eine Art von Kloster geworden, und ich hatte darüber meine eigene Gedanken. — Einst gab ihr der Kardinal eine sehr schöne Collation zu Rüel; die kleine Hofstatt der Königin glich Klosterfräulein, die in ihren Erholungsstunden beysammen sind. Die Herzogin von Aiguillon sorgte nebst dem Kardinale für das Vergnügen der Gäste. Sie lobte die Königin und machte ihr von der Ergebenheit ihres Oheims viel Rühmens. Ich gab mir alle mögliche Mühe, die Königin zu bewegen, daß sie die zuvorkommende Beflissenheit der Aiguillon mit Güte erwiedern möchte; aber ich mochte winken und das Wort für sie nehmen, so viel und so oft ich wollte, der Widerwille blieb in ihren Blicken und Mienen sichtbar, ob sie gleich von dem Fest und der Erlustigung dieses von ihren übrigen sich so sehr unterscheidenden Tages bezaubert war. Der König war eifersüchtig. Er trauete der Königin viel Eroberungsgeist zu, und der Kardinal bestärkte diese Idee, in der Hoffnung, die Königin sollte, durch ihre Leiden ermüdet, endlich zu ihm ihre Zuflucht nehmen. Zu dem

Wohlgefallen, das er sicherlich an ihr fand, gesellete sich die Sorge für die Zukunft. Der Gesundheitszustand des Königs war mißlich, und sein Tod konnte den Minister dem Zorne der Königin bloßgestellet lassen. Ich glaube übrigens, daß die Königin, ungeachtet ihrer Rechte zur Regentschaft, würde gezwungen gewesen seyn, von Richelieu abzuhangen. Er besaß veste Plätze, die Anführer der Truppen waren gewöhnt, seinen Willen blindlings zu befolgen, und hatten ihm ihr Glück zu danken; eine Menge seiner Kreaturen, deren Schicksal mit dem seinigen verknüpft war, Schätze, die ihm zu Gebote standen, ein unwiderstehliches Talent die Gemüther zu lenken, die Fertigkeit in der Behandlung wichtiger Angelegenheiten, ein alle Hindernisse übersteigender Muth machten Richelieu's Gewalt unter allen Umständen unerschütterlich. Mazarini konnte, bey aller seiner Geschicklichkeit und List, ihm nicht an die Seite gesetzt werden. Nur diese einzige Anmerkung: Richelieu, wäre er gefallen, es sey in welcher Periode seines Lebens es wolle, hätte immer den Begriff eines großen Mannes von sich zurückgelassen; Mazarini hingegen kam hundert mal in die Lage, daß, wenn die Königin ihn verlassen hätte, er nicht den mindesten Ruhm würde davon getragen, und die meisten seiner Handlungen in einer lächerlichen Ge-

Gestalt sich würden dargestellet haben. Die Standhaftigkeit der Königin war der Grund von Mazarini's ganzem Glücke; Richelieu behauptete sich bloß durch Ueberlegenheit des Geistes.

Die letzteren vier bis fünf Jahre vor der Regentschaft sind vielleicht die glücklichsten meines Lebens gewesen. Frey von häuslichen Sorgen, die mir von je her zuwider waren, unkundig jener Leidenschaften, die auf einen rauhen und gefährlichen Weg einige bald gewelkte Blumen gestreuet haben, fern von der Unruhe der Geschäfte, brachte ich meine Zeit damit zu, daß ich mich unterrichtete und mit einsichtsvollen Leuten Umgang unterhielt. Wir wurden im Hôtel de Rambouillet mit vorzüglicher Achtung begegnet; meine Schwester ging hier auf Eroberungen aus, und ich jagte hauptsächlich nach Vortheilen des Geistes. Der Kardinal selbst nahm an den Streitfragen und Untersuchungen, die über die Dichtkunst und über die Liebe hier aufgeworfen und angestellet wurden, Antheil. Oft setzte er die Angelegenheiten von Europa bey Seite, um eine Frage zu entscheiden, die auf Empfindung beruhete. Ich erinnere mich, daß das Fräulein von Scudéry uns einmal erzählte, sie habe einen vor heftigster Liebe entzückten Mann gesprochen, der genöthiget wäre, seine Gebie-

terin auf eine Zeitlang zu verlassen; dieser äusserst feurige Liebhaber habe ihr seine Leiden in einer so rührenden Sprache geschildert, daß sie sich der Thränen nicht hätte erwehren können, und ihr Herz noch voll Mitgefühls wäre. „Er hat, sagte sie, von dem Glücke, geliebt zu seyn, auf eine bezaubernde Weise zu mir geredet.„ Der Herzog von Enghien versetzte darauf, dieser Mann liebe nicht recht lebhaft und sey nur von sich selbst eingenommen. Ein wahrhafter Liebhaber, sprach er, muß mehr mit seiner Liebe, als mit den Empfindungen, welche sie einflößet, beschäftiget seyn. Diese Anmerkung fiel uns auf. Chapelain und Voitüre erklåreten sich dawider, der Herzog von Montauzier und Fräulein Dangennes gaben dem von dem Prinzen gemachten Unterschiede Beyfall, der Abt von Boisrobert scherzte darüber auf seine Weise. Man wunderte sich, daß ein junger Prinz, der nicht für empfindsam gehalten wurde, dasjenige so fein unterschied, was auf der Eigenliebe beruhete. Ich entsinne mich, daß ich zu ihm sagte: „Ihr Verstand versieht bey Ihnen das Geschäft des Herzens, er ist Ihnen statt allem, und Sie errathen, was empfunden werden muß.„ Die angeführte Behauptung erlangte durch den Namen ihres Urhebers großen Ruf. Sie kam dem Kardinal zu Ohren, welcher darauf

allen,

allen, die im Hôtel Rambouillet für und wider den Satz gesprochen hatten, zu Rüel ein großes Mittagsessen gab. Man brachte große Lehnsessel herbey, der Kardinal wies meiner Schwester als Präsidentin der Versammlung ihren Sitz an, und Jedermann nahm seine Stelle mit aller der Ernsthaftigkeit ein, mit welcher man etwa in eine Rathsversammlung geht, worin über das Schicksal eines Reichs gerathschlagt werden soll. Der Herzog von Enghien trug seine Meynung vor, die Prinzessin von Bourbon, nachherige Herzogin von Longueville, bestritt sie, und hernach trat Fräulein Scudéry als General-Advokat auf. Der Kardinal sammelte die Stimmen. Als die Reihe mich traf, die meinige zu geben, erklärete ich mich für die Meynung des Herzogs von Enghien, welche ich mit spitzfindigen Distinctionen über die Zärtlichkeit unterstützte, die mir jetzo als das verworrenste Gewäsch vorkommen würden. Meine Meynung erhielt den Vorzug, und dem Herzoge von Enghien verursachte dieser Triumph eben so großes Vergnügen, als sein glänzendster Sieg ihm je hat gewähren können. Der Kardinal, der gleich vom Anfang auf des Herzogs Seite sich gelenkt hatte, machte mir viele Schmeicheleyen. Sie wundern sich vielleicht über die auffallenden Formalitäten und über die Feyerlichkeit,

 durch

durch welche der Kardinal diese Versammlung auszeichnete; aber das war so der Geschmack der damaligen Zeit, und der seinige, besonders wenn von Liebes-Materien die Rede war. Dieser erhabene Geist, der die Schicksale der Völker abwog, der mit Adlersblicke die wichtigsten Angelegenheilen durchschauete, sich mit so vieler Kühnheit entschloß, mit so vieler Beharrlichkeit seine Entwürfe befolgte, war gar derselbe nicht mehr, wenn er Streitfragen erörterte; alsdenn sahe man in ihm nur den Pedanten und Kleinigkeitskrämer. In seiner Eingezogenheit zu Avignon hatte er von der göttlichen Liebe als spitzfindiger Metaphysiker gehandelt, eben so drückte er sich über die irdische Liebe aus. Ein anderer würde durchaus lächerlich geworden seyn; aber sein Leben umkränzte so viel Ruhm, über seine kleinesten Thaten war so viel Glanz und Größe verbreitet, daß man jene pedantische und schulmäßige Dissertationen über einen Gegenstand, dem sie am wenigsten angemessen sind, als die Erholung eines mit erhabenen Dingen beschäftigten Geistes betrachtete.

Sie erwarten nun ohne Zweifel, daß ich Ihnen von dem wichtigsten Ereigniß meines Lebens schreiben soll, dessen Erzählung mich wol in einige Verlegenheit setzen könnte. Meine Abneigung, eine Begebenheit aufzu-

zeichnen, die mich lange Zeit unglücklich gemacht, die eine tiefe Wunde in meinem Herzen zurückgelassen hat, weicht in diesem Augenblicke dem Vergnügen, Ihnen meine ganze Seele aufzuschließen, keinen meiner Fehler und Irrthümer Ihnen zu verbergen. Weit entfernt Ihnen mich nur von der vortheilhaften Seite zeigen zu wollen, finde ich vielmehr Gefallen daran, Ihnen das Böse und das Gute, was ich an mir habe, darzustellen; Ihnen kommt es denn zu, zu urtheilen, welches von beiden überwiegend ist.

Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mein Herz allein mich dazu gebracht hat, Fehler zu begehen. Unsere Empfindungen bilden sich nach unserm Charakter; ich habe nicht verliebte Schwachheit, sondern die allerheftigste Leidenschaft für den **Prinzen** von Guise — Sie dachten schon, daß er es ist, von dem ich reden werde — unterhalten. In meiner gegenwärtigen Gleichmüthigkeit, von Täuschung und gereizter Empfindlichkeit frey, will ich Ihnen sein Bild entwerfen.

Der **Prinz** von Guise glich in Figur, Anstand und Betragen, einem Roman-Helden, und sein ganzes Leben war durch das Gepräge dieses Charakters ausgezeichnet. Die Prachtliebe herrschte in seiner ganzen Person und in allem was um ihn war. Sein Umgang hatte

einen eigenthümlichen Reiz; alles was er sprach, alles was er that, kündigte einen ausserordentlichen Mann an. Ehrsucht und Liebe beherrschten ihn. Seine Entwürfe waren, weil sie gar zu sehr ins Weite gingen, fantastisch; aber von einem so erlauchten Namen und einer heroischen Tapferkeit meynte er, wenn etwas Glück hinzu käme, sich Alles versprechen zu dürfen. Er besaß jene Gabe, die das Erbtheil aller lothringischen Prinzen zu seyn schien, sich die Liebe aller derjenigen zu erwerben, deren gute Meynung von ihm zu seinen Absichten erfodert wurde. Er war leichtsinnig in seinen Verbindungen, unbeständig in seinen Entwürfen, übereilt in der Ausführung. Nun kennen Sie seine rühmlichen Eigenschaften und seine Fehler.

Unsere beiderseitigen Familien waren durch Anverwandtschaft mit einander verbunden; und das veranlaßte, daß wir oft zusammen kamen. Da er in den geistlichen Stand getreten war, so konnte man anfangs nicht auf den Gedanken gerathen, daß er irgend Absichten auf meine Schwester oder auf mich hegen sollte. Er schien uns beide in gleichem Grade hochzuschätzen; inzwischen muß ich gestehen, daß ich, ohne Absicht, ohne auf die Zukunft zu denken, ohne mein Herz befragt zu haben, einige geheime Eifersucht spürete, wenn ich zu bemerken

glaubte, daß er sich um die Gewogenheit meiner Schwester eifrig bemühete. Allmählig erhielt ich den Vorzug, und die Prinzessin Maria, deren Herz nicht mehr frey war, sahe dieß nicht nur nicht ungern, sondern trieb noch dazu ihren Scherz mit seinem emsigen Bestreben sich mir gefällig zu machen. Oft gab er uns Concerte und Feste, die im Geschmack der Feerey eingerichtet waren. Eines Abends, als wir von Poissy durch den Wald bey Saint-Germain zurückkehrten, fanden wir einen Theil des Gehölzes mit tausend papiernen Laternen von allerley Farben erleuchtet, und mitten in einem der dasigen Gänge ein prächtig geschmücktes Zelt aufgeschlagen. Von Haupt bis zu Fuß bewaffnete Ritter baten uns, auszusteigen und hier zu verweilen. In dem Zelte trafen wir den Prinzen, eine herrlich zubereitete Collation, und die Kapelle des Königs an. Ich bemerkte hier an verschiedenen Orten Sinnbilder; alle spielten auf eine Empfindung an, die man gern verbergen möchte, aber nicht länger zurückhalten kann. Der dringende Ton, in welchem der Prinz zu mir redete, setzte mich, da meine Schwester, deren Neckereyen ich fürchtete, gegenwärtig war, in Verlegenheit, und ich fühlte eine Bewegung, die mich belehrte, wohin meine geheimen Wünsche gerichtet waren.

Seine Leidenschaft zeigte sich bald nachher durch seine eifrige Dienstbegierde, durch seine Geflissenheit und Eifersucht unverholen. Er entdeckte sich endlich gegen meine Schwester, und vertrauete ihr seine Absicht, den geistlichen Stand zu verlassen und sich mit mir zu vermählen, wenn er sich schmeicheln dürfte, daß er mir nicht gleichgültig wäre. Die Prinzessin Maria übernahm es, mit mir davon zu reden. „Der Erzbischof, sagte sie, hat sich endlich erkläret.„ Ich erröthete bey diesem Eingange; aber statt mich verlegen machen zu wollen, redete sie mir vielmehr zu, mich ihr unbesorgt anzuvertrauen. Sie hatte seit einiger Zeit, und vielleicht früher als ich selbst, meine Neigung entdeckt; meine Freymüthigkeit erlaubte mir nicht, zu heucheln, ich gestand ihr also, daß ich den Prinzen von Guise liebte, und sehr wenig Hoffnung hätte . . . . . . *) „Er wird, sprach sie, Gouvernementer und Jahrgelder bekommen„ — kurz, sie bemühete sich, uns mit Eifer zu dienen.

Ausser den Hindernissen, deren ich eben erwähnet habe, legte die Herzogin von Guise andere in den Weg, die unüberwindlich schienen. Sie widersetzte sich hartnäckig dem Vorhaben des Prinzen, dem geistlichen Stande, der die höchsten Würden ihm sicherte, zu entsagen, um

*) Hier fehlen' mehrere Zeilen.

um eine von Seiten des Glücks nicht einmal mittelmäßige Heyrath zu treffen. Die Verzweiflung, in welche diese Widersetzlichkeit ihn stürzte, übersteigt alle Begriffe. Tausendmal wollte er sich zu meinen Füßen ermorden. Von seinem Schmerz, der ihm beynahe das Bewußtseyn raubte, gerührt, durch meine eigne Neigung fortgerissen, versprach ich ihm die Ehe, er versprach sie mir, und gab mir diese Versicherung mit seinem Blute geschrieben; hierauf — denn ich muß Ihnen alles gestehen — ging ich von Paris fort, und kam, als Mannsperson gekleidet, zu Besançon an, wo ich mich Prinzessin von Guise nennen ließ . . . . *) Ich erfuhr, daß er hier einem Frauenzimmer die Aufwartung machte, welches seine Gunstbezeugungen ihm verschwendete, um ihn in seinen Fesseln vest zu halten. Von allen Arten des angreifendsten Schreckens kam vielleicht keine dem meinigen gleich. Ich sahe meine Ehre verschwunden, weil ich den heiligsten Versprechungen Glauben beygemessen hatte. Ein Kloster schien die einzige Freystäte für mich zu seyn, um da meine Verirrungen in Vergessenheit zu begraben. Mein Abentheuer war die Fabel von ganz Europa, und wenn ich nachher darüber nachdachte,

*) Hier sind zwey bis drey Seiten verloren gegangen.

dachte, bin ich oft in Erstaunen gerathen, weil es mir selbst kaum begreiflich wurde, wie es möglich war, daß ich von neuem, ohne hintan gesetzt zu werden, in der Welt auftreten konnte.

Sie sehen, wie offenherzig ich mich entdecke: ich hatte verdient, meines guten Namens auf immer verlustig zu gehen. Die öffentliche Achtung kommt aber wieder, wenn man jung ist. Die Fehler werden mit der Zeit, die alles auslöscht, vergessen; doch wird dazu erfodert, daß man durch mächtige Freunde geschützt werde, daß man sich in einer gewissen Erhabenheit befinde, und, darf ich es sagen? daß man vor allen Dingen Eigenschaften besitze, die Hochachtung einflößen.

Ich war unendlich betrübter über den Verlust, welchen ich erlitt, und über die Untreue, womit die feurigste Zärtlichkeit vergolten wurde, als über alles eitle Gerede der Welt. Ich kehrte den Augenblick nach Paris zurück, ohne einmal demjenigen zu schreiben, der mich auf eine so grausame Art hinterging. Ich hütete mich bey meiner Ankunft gesehen zu werden, theils um den boshaften Blicken mich zu entziehen, theils um meinem Schmerze ungestört nachhängen zu können. Eine gefährliche Krankheit war die Wirkung so vieler Leiden, und mein Zustand brachte mir die Theilnehmung des Publikums zuwege. Ich wurde

bedauert, und entging der Verachtung durch die Wahrhaftigkeit und die Stärke meiner Leidenschaft. Meine Gemüthsart änderte sich; meine Sele blieb gleichsam gebrandmarkt und wurde von den schwärzesten Bildern herumgetrieben; ich konnte, ohne zusammenzufahren, den Namen Guise nicht aussprechen hören; ich durfte nur seinen Lakayen begegnen, um den ganzen übrigen Tag traurig zu seyn.

Ich hatte freylich eine große Unvorsichtigkeit begangen, wie konnte ich aber vermuthen, so grausam und so schleunig angeführet zu werden? Die Prinzessin Margareta von Lothringen ging davon, wie ich, verkleidet wie ich, um sich mit dem Herzoge von Orleans, dem wankelmüthigsten und flatterhaftesten Mann unter der Sonne, zu verbinden. Sie war glücklicher, weil der Herzog zum ersten Mal in seinem Leben einen vesten und standhaften Entschluß gefaßt hatte.

Die Zeit linderte meine Schmerzen. Zerstreuung, Vergnügungen, Geschäfte, haben das Gefühl derselben unterbrochen, aber nicht vertrieben. Nie habe ich Liebende einander heyrathen gesehen, ohne trauervoll meine Geschichte mir zu wiederholen. Mein Herz ist zwar nicht unempfindlich geblieben, aber ich bin, so oft ich mich untersuchte, inne geworden, daß der erste Eindruck der stärkste gewesen

war.

war. Mit der ersten Liebe ist ein gewisser Zauber, ein angenehmer Taumel verknüpft, dergleichen man nicht wieder erfährt. Nur die frühe Jugend, der alles neu ist, gewähret Empfindungen, die hernach wieder aufleben zu machen man vergebens sich schmeichelt. Man schläft in jedwedem Alter, aber es gibt eine Ruhe, eine Leichtigkeit, eine blühende Munterkeit, die nur mit dem Jugendschlafe verbunden ist; gerade so ist es mit unsern Empfindungen beschaffen.

Der König nahm von Tage zu Tage ab, und der Hof der Königin wurde zahlreicher. Aller Augen waren auf sie gerichtet. Jeder, der ihretwegen gelitten hatte, jeder, der mit der gegenwärtigen Regierung unzufrieden war, glaubte unter einer neuen Staatsverwaltung ein Recht auf die Gunst des Hofes zu haben. Der Kardinal Mazarini ließ es an Schmeicheleyen und Liebkosungen gegen niemand ermangeln. Er war höchstbescheiden in seinen Reden, ohne allen äussern Stolz, und schien vielmehr um die Beybehaltung seiner Stelle im Ministerium sich zu bekümmern, als sich den Gedanken einfallen zu lassen, demselben Gesetze vorschreiben zu wollen. Wer es damals für möglich gehalten hätte, daß er Herr des Königreichs werden sollte, den würde man als einen Thoren verlacht haben. Wäre der Kar-

Kardinal Mazarini nicht Geistlicher gewesen, nimmermehr würde er zum Besitze des Staatsruders gelanget seyn. Chavigny hatte mehr Verstand, mehr Kenntniß der Geschäfte, und war in allem Betracht zur Verwaltung des Reichs ungleich geschickter.

Die Königin hatte dem Bischofe von Beauvais ihre Gewogenheit geschenkt; diese Freundschaft ging, wie die Liebe eines jungen, in den Ehestand tretenden Mädchens zu seinen ehemaligen Gespielinnen, zeitig vorüber. Er machte sich lächerlich und verrieth seine Unfähigkeit, und der Kardinal zog unvermerkt alles Ansehn an sich. Ich merkte an dem Betragen der Königin bald, daß er mehr bey ihr gelten müsse, als die meisten glaubten. Er hatte unter der vorigen Regierung, während welcher er nur Achtung, aber keine Gewalt besaß, sich keine Feinde gemacht. Die Ungewißheit seiner Lage und der mißliche Gesundheitszustand des Königs und des Kardinals Richelieu hatten ihn bewogen, der Königin sich gefällig zu bezeigen. Chavigny war dieser Fürstin verhaßt. Châteauneuf wurde gefürchtet wegen seines Ehrgeizes, wegen seines stolzen Charakters, und wegen seiner Verbindungen mit der Herzogin von Chevreuse. Wenn irgend einer zu regieren verdiente, so war er es. In ihm vereinigte sich alles: Einsicht, Erfahrung,

Kenntniß und der Ton der Welt und der Geschäfte, Bekanntschaft mit der Hofluft, auch die Kunst, sich Kreaturen zu werben. Er besaß alle erfoderliche Eigenschaften, um die erste Stelle zu bekleiden; aber ein glänzender Ruf schadet, wenn die Leute Zeit haben, sich zu besinnen, mehr, als große Fehler; unerwartete und jählings eintretende Vorfälle müssen Leute von hervorstechenden Verdiensten empor heben; kommen die nicht hinzu, so sorgt jedweder dafür, keinen Nebenbuhler zu haben, der ihn in Verlegenheit setzen und sein Verdienst verdunkeln könne. Der Marquis von Châteauneuf war von zu großem Gewicht, um im Ministerium, so bald er in dasselbe getreten seyn würde, nicht der erste zu seyn. Der Ruf, daß man allein ein zu weites Feld brauche, ist denn auch so etwas, woran leicht Anstoß genommen wird. Der Kardinal Mazarini zog aus dem Hasse, welchen Chavigny einflößte, und der Furcht, die man vor Châteauneuf hatte, Nutzen. Es schien, als wenn sein Vorzug im Staatsrathe bloß eine Folge seiner Kardinalswürde wäre; er hatte sich, so viel man wußte, im Königreiche nicht ansässig gemacht, und er erweckte die Meynung, daß er nur die Ruhe von aussen sichern und alsdenn nach Italien zurückkehren wolle.

Die Königin redete anfangs selten von ihm, lobte ihn etwa nur seiner Sanftmuth wegen; und diese Mäßigung schien mir mehr, als der feurigste Enthusiasmus zu sagen. Ich äußerte dieß gegen den Herrn von Senneterre; der lachte mich aus. „Der Kardinal Mazarini, sprach er, ist nothwendig wegen seiner Kenntniß der auswärtigen Angelegenheiten. Da ihm aber die Verfassungen und Gebräuche des Königreichs fremd sind, wie könnte er Richelieu's Platz einnehmen? Er hat etwas lächerliches in seinem äussern Betragen, er verstümmelt die Namen und Wörter — ein solcher Mann ist der ersten Stelle nicht gewachsen; er wird sich damit begnügen, eine Zeitlang nützliche Dienste zu leisten, und wird trachten, reiche Abteyen zu erhalten, um nach Rom zurückzukehren, wo er vielleicht über die Angelegenheiten Frankreichs die Oberaufsicht führen wird. Die Königin begegnet ihm gütig; und warum das nicht? Sie hat ja nicht Ursache gehabt, unzufrieden mit ihm zu seyn, und er thut alles, sich angenehm und nothwendig zu machen; er vertreibt ihr die Zeit durch seine Histörchen, und wenn er gut französisch spräche, würde er ihr, da er oft einerley sagt, weniger gefallen.„

„Der Kardinal, antwortete ich ihm, gilt bey der Königin mehr, als Sie denken, und

hier sind die Gründe zu meiner Behauptung: Die Königin geht mit dem Kardinal auf den vertraulichsten Fuß um, und spricht niemals davon; ein Beweis, daß sie auf ihrer Hut ist und nicht entdeckt seyn will. Sie sagt nie, sie wolle ihn um Rath fragen, und gleichwol habe ich bemerkt, daß sie nie etwas entschieden hat, ohne ihn vorher gesprochen zu haben. Es wird niemand befremden, daß sie über wichtige Angelegenheiten ihn zu Rathe zieht, aber auch in den kleinesten Sachen, in Dingen, die er gerade am wenigsten versteht, richtet sie sich lediglich nach seinem Gutachten; es geschieht also aus Geschmack, aus Neigung, daß sie ihn von allem unterrichtet. Dazu kommt, daß sie ohne Unmuth manches von ihm erträgt, und zufrieden ist, wenn er auch das nicht thut, was sie gethan zu sehen wünschte. Noch gestern habe ich davon ein Beyspiel erlebt: Eine von ihrem Frauenzimmer, auf die sie sehr viel hält, bat sich für ihren Vetter eine sehr mittelmäßige Abtey aus, die Königin trug die Sache dem Kardinal mit warmer Theilnehmung vor, er schlug die Bitte ab, ohne eben die besten Gründe anzuführen, sie war gleichwol damit zufrieden, und äusserte keinen Unwillen. Offenbar muß ihre Seele zur Empfänglichkeit der Meynungen des Kardinals vorzüglich gestimmt seyn. Ich sahe dieser Tage die Königin äusserst

empfind-

empfindlich gegen die Herzogin von Montbazon, der Kardinal gab ihr einen Wink, den niemand bemerkte als ich, und den Augenblick redete sie im sanftesten Tone; ein Paar Minuten nachher sahe sie den Kardinal an, mit Blicken, die zu ihm sagten: Sie sind gewiß zufrieden mit mir. Dieß habe ich gesehen; Sie waren auch gegenwärtig, und haben es nicht bemerkt, und ausser mir hat keiner es beobachtet. Kurz, ich glaube deutlich wahrzunehmen, daß gewisse Leute, die in dem Wahne sind, sie würden ihrer selbst wegen gnädig angesehen, es bloß ihrer Ergebenheit für den Kardinal zu verdanken haben, daß ihnen so und nicht anders begegnet wird. Die Königin möchte immerhin auf sein Einrathen Krieg anfangen, oder Frieden schließen, das würde noch kein zureichender Beweis seyn, daß sie ihn vorzüglich begünstige; aber jene kleinen Umstände, die ich eben erzählt habe, erlauben mir nicht, daran zu zweifeln.„

Wir wurden durch den Herrn von Chavigny unterbrochen, der uns aus seiner Fassung gebracht zu seyn schien. Da ich etwas auf ihn hielt, so fragte ich ihn, warum er unruhig wäre. „Ich bin verloren, sprach er, und habe, was das ärgste ist, selbst das Gebäude aufgeführet, dessen Last mich erdrückt. Der Possenreisser Mazarini da nimmt einen

Richelieu's Ton gegen mich an! Ich komme jetzt eben von ihm; eine Stunde mußte ich im Vorzimmer warten, und wurde dann mit stolzer Selbstgenügsamkeit von ihm empfangen. Als ich ihm wegen seines veränderten Betragens die Wahrheit sagen wollte, behauptete er, er verhalte sich, wie er müsse, ich würde aber immer unzufrieden seyn, so lange ich noch jemand über mich sähe. Ich hätte gleichwol, setzte er hinzu, mich gewöhnen sollen, nicht der erste zu seyn, und zuletzt gab er mir sehr deutlich zu verstehen, daß er auf eben den Fuß, wie der Kardinal von Richelieu, dessen Stelle zu bekleiden er sich schmeichelt, begegnet seyn wolle.„

Chavigny hatte Ursache, aufgebracht zu seyn. Er hatte Mazarini'n, der gewissermaßen sein Lustigmacher gewesen war, in Schutz genommen, hatte ihn bey dem Kardinal Richelieu gelten gemacht, und war der vornehmste Urheber seines Glücks. Chavigny war von seiner Jugend an zu den wichtigsten Geschäften eingeweihet worden, und hatte die Gunst des Kardinals von Richelieu, für dessen Sohn man ihn hielt, im höchsten Grade besessen. Ein Mann von großer Fähigkeit, aber stolz und von auffahrendem Charakter.

Bald hernach wurde der **Herzog von Beaufort** in Verhaft genommen, und diese Auf-

Aufsehen erregende That öffnete Jedermann die Augen und gab die Macht des Kardinals Mazarini deutlich zu erkennen. Nie hat man von der höchsten Gewalt einen rechtmäßigeren Gebrauch gemacht. Die Königin konnte die Anmaßungen und Aufführung des Herzogs von Beaufort unmöglich ertragen. Sie hatte in den ersten Tagen der Regentschaft sich ihm in die Arme geworfen und ihm Beweise eines unumschränkten Vertrauens gegeben. Er zeigte bald, wie wenig er dessen werth war, und verzieh es der Königin nicht, daß sie dieß eingesehen hatte, als sie anfangs ihm blindlings gefolgt war. Er setzte den Respekt für die Königin bey Seite, widersprach ihr auf eine unanständige Weise, lachte ihr ins Gesicht, und ich habe ihn einst über das, was sie ihm sagte, die Achseln zucken gesehen. Die Königin rufte mich und sagte ganz leise: „Er wirft sich seiner Meynung nach in die Brust, bleibt aber doch ein Lakay, der seinen Uebermuth nicht zu zähmen weis.„ Man hatte ihm Redlichkeit zugetrauet, weil er grob war; in der That aber war er hinterlistig, so viel nemlich seine schwachen Geisteskräfte es ihm zu seyn verstatteten. Die jetzt angeführte Autoritätshandlung brachte dem Kardinale mehr Ehrfurcht zuwege.

Fünf Jahre ungefehr vergingen, ohne daß sich etwas merkwürdiges ereignete. Die Regentin wurde angebetet; die Finanzen waren in Unordnung, aber man wußte Geld zu schaffen; der Hof war mit lauter Festen und Lustbarkeiten beschäftiget, aber die Parlementer und das Volk wurden über die Verschwendung des Hofes und über die neuen Lasten, die man ihnen auflegte, schwierig. Auf einmal offenbarte sich das unter der Asche glimmende Feuer, und der Geist der Empörung und Meuterey ergriff alle Stände. In allen Gemüthern schien eine unbestimmte Unstätheit, ein Agitationstrieb zu keimen, der nur der kleinesten Veranlassungen bedurfte, um sich zu entwickeln und in die heftigsten Bewegungen auszubrechen. Einige auf die Einfuhr gelegte Abgaben, und zwölf neuerrichtete Requetenmeister-Stellen waren der Funke, durch welchen die seit langer Zeit aufgehäuften brennbaren Materien entzündet wurden. Das Parlament zu Paris schlug zuerst Lerm. Es that dem Hofe Vorstellungen, die übrigen Parlementer vereinigten sich mit dem Pariser; aber diese ganze Gährung würde sich in Rauch aufgelöset haben, wäre nicht ein Mann gewesen, den Neigung, Studium, und beleidigte Eigenliebe zum Kabaliren trieb, wäre der Koadjutor von Paris nicht gewesen. Der hatte sich die vollkommenste

Herrschaft über einen Menschen erworben, welcher eine große Rolle gespielt hat, ohne eine einzige von den zur Behauptung derselben erfoderlichen Eigenschaften zu besitzen. Sie sehen wol, daß ich vom Herzoge von Beaufort spreche. Sein größestes Verdienst bestand darin, daß er vor kurzem den Fesseln des Kardinals Mazarini entschlüpft war. Neben diesem Verdienste, welches in Zeiten der Unruhe nicht ohne Wirkung seyn konnte, besaß er eine ziemlich hübsche Figur, schönes blondes Haar, den Vortheil, der Enkel Heinrichs des vierten zu seyn, der ihn dem großen Haufen werth machte, grobe Sitten und Sprache, wodurch er sich dem Pöbel näherte, welchem es schmeichelte, jemand in seinem Tone reden zu hören. Es ist leicht begreiflich, daß ein solches Automat, wenn es durch einen schlauen Künstler geschickt geleitet wurde, eine starke Sensation unter dem Volke hervorbringen mußte. Die Königin ließ zwey Parlementsräthe vestnehmen, die beschuldigt waren, daß sie beständig Anschläge wider den Hof, mit Grund oder Ungrund, auf die Bahn brächten. Es waren in Wahrheit ein Paar Leute, die nicht einmal an die Mittelmäßigkeit reichten und durch einen blinden Eifer bestimmt wurden. Broussel, der eine von ihnen, der sechzig Jahre im Actenstaube zugebracht hatte, war besonders dem

Volke lieb, das ihn als seinen patriotischen Vertheidiger betrachtete. Man machte Barricaden, wie zur Zeit der Ligue; der Koadjutor lenkte das Volk, hetzte es durch seine Emissarien auf, und bot zu gleicher Zeit sich bey der Regentin zum Vermittler an, um das Verdienst zu haben, das Feuer zu löschen, das er selbst angeblasen hatte. Man ließ sich durch seinen angeblichen Diensteifer nicht blenden, und er vergaß es nicht, daß man ihn hinter der Larve erkannt, und ihn zum Besten gehabt hatte. Er wurde hiedurch nur noch erbitterter gegen den Hof, der seine Dienste verschmähet, und seine Bewegungsgründe nach Würden geschätzt hatte. Die Königin, heftig vermöge ihrer Gemüthsart, und gewohnt, unter Richelieu's Regierung alles vor der höchsten Macht sich demüthigen zu sehen, überließ sich den Regungen des äussersten Zornes; sie hätte eher Broussel'n und Blancmesnil'n henken lassen, als daß sie der Menge gewichen wäre. Der Kardinal mäßigte ihre Hitze, bemühete sich, die Gemüther zu besänftigen, versuchte, Zeit zu gewinnen, wurde aber durch die Hartnäckigkeit des Volks in solches Schrecken gejagt, daß er die Gefangenen eiligst in Freyheit setzte. Schon jetzt mußte es jedermann einleuchten, daß er der Furcht ohne Schwierigkeit Platz machen würde; er gab, wenn ich so reden

darf,

darf, den Maßstab zu seinem Charakter, und man konnte leicht den Schluß machen, daß die oberste Gewalt gegen Widerspänstigkeit und Kühnheit nicht Stand halten würde, und man nur Furcht einflößen dürfte, um seine Wünsche befriediget zu sehen.

Ich will Sie mit den Versammlungen der Parlementer, mit ihren Schlüssen, mit Declarationen rc. nicht unterhalten. Es war einige Zeit hindurch Krieg zwischen dem Hofe und den Gerichtshöfen *), der ganz in prozessualischer Form geführet wurde. Nichts ist ekelhafter zu erzählen als dergleichen Dinge, und sie würden wenig Interesse für Sie haben. Jene großen Korporationen folgten blindlings den Eingebungen einiger unruhigen Köpfe. Ohne einen Plan und bestimmten Endzweck zu haben, bewegten sie sich aus Bedürfniß von Bewegung; und die durch einen vorgegebenen Patriotismus ihrer Führer gestärkte Meynung, daß die Unterthanen übel dran wären, vermochte sie zu ihrer Widersetzlichkeit gegen die Verfügungen des Hofes. Frankreichs Glück war es, daß damals niemand sich fand, dessen Geist und Charakter zur Unterstützung einer weitgehenden Ehrsucht gemacht gewesen wäre. In den Entwürfen

*) Im Originale steht: *entre la Cour et les Cours*, ein Wortspiel, das sich im Teutschen nicht ganz glücklich nachahmen läßt. Uebers.

würfen war nichts vestes; glänzende Eigenschaften, Muth, Verstand, zeichneten einige Personen aus . . . . . *) An Leuten, die Talent für die Intrigue besaßen, fehlte es nicht, aber kein einziger war vorhanden, der als Oberhaupt sich an die Spitze gestellet hätte.

Sie haben mir manchmal die Kunst zugeschrieben, Charaktere zu schildern; ich will jetzt versuchen, Ihnen diejenigen zu entwerfen, welche in den unruhigen Zeiten der Minderjährigkeit Ludewigs des XIV. auf dem Schauplatz erschienen sind. Keine einseitigen Begriffe werden meinen Pinsel irre führen, und Sie werden finden, daß meine Zeichnungen von jenen Personen mit ihren Handlungen treffend übereinstimmen.

Der Königin fehlte es nicht an Verstande, und sie faßte mit ziemlicher Feinheit die Gesinnungen derjenigen, mit welchen sie zu thun hatte, auf. Da sie aber der geringsten Anstrengung unfähig war, so stand sie von ihren manchmal richtigen Begriffen ab, weil es ihrer Bequemlichkeitsliebe zu sauer wurde, die Meynungen anderer zu widerlegen und die ihrige zu behaupten. Die Furcht, für den Erfolg stehen zu müssen, vermochte sie ebenfalls, dem Gutachten anderer zu weichen. Sie besaß

*) Hier sind drey Zeilen ausgelöscht.

besaß mehr angenommenen und zur Gewohnheit gewordenen, als auf eigne Einbildung sich gründenden Stolz, ihr Charakter war auffahrend, und in den ersten Aufwallungen des Zorns fiel sie auf die gewaltsamsten Mittel. Da diese dem Anschein nach alles ins Geleise zurückbringen, indem sie die Grundursachen der Hindernisse vertilgen, so würde sie, sich selbst überlassen, auch deßwegen ihnen den Vorzug gegeben haben, um desto eher fertig zu werden, und in ihre Trägheit zurückschlummern zu können. Durch das Responsum eines Kasuisten wäre denn alles zugedeckt, alles geheiliget worden. Setzen Sie Richelieu'n in Mazarini's Stelle, so würde die Regentschaft der Königin sich durch blutige Katastrophen ausgezeichnet haben.

Der Kardinal Mazarini, ein feiner und gewandter, aber nicht sehr weit schauender, nicht sehr viel umfassender Kopf, von geschmeidigem Charakter, mit großer Geduld ausgerüstet, einnehmend durch seine Manieren, gefallend durch seine Munterkeit, hat den erwünschten Ausschlag seiner Unternehmungen meistens seinem guten Glücke zu verdanken gehabt. Ihm hing etwas an, das den Abentheurer verrieth, und auf den Gipfel der Größe gehoben hat er zwar Furcht erregen, aber nie wahre Hochachtung einflößen können.

Er

Er war verschmitzt, ertragsam, schickte sich in die Zeit, sparte keine Versprechungen, körnte durch Hoffnungen an, war mit einem Worte mehr ein geschickter, als ein großer Mann. Ruhmbegier vermochte über seine dem Eigennutz unterworfene Seele wenig; durch Glück und Ausharren hat er sich behauptet, und durch seine Beherrschung einer Frau hat er über Frankreich geherrschet.

Die Herzogin von Chevreuse hatte Einsicht, und oft glückliche Ideen, unerwartete Hülfsmittel, die einer höhern Eingebung glichen. Ihrem äussern Betragen war ein verführerischer Reiz eigen, und eine gewisse Nachlässigkeit, welche mit einem feurigen Geiste einen angenehm auffallenden Kontrast bildete. Hofgunst, Größe, Verbannung, Demüthigung, verschwenderische Pracht, und Mangel, zeichneten wechselsweise die verschiedenen Epochen ihres Lebens aus. Nächst der Liebe war Ränkesucht ihre herrschende Leidenschaft, und sie konnte den Vergnügungen der einen, und der Rastlosigkeit der andern gleich wenig entsagen. Unterhandlungen, nächtliche Zusammenkünfte, Verkleidungen hatten unendlichen Reiz für sie; und die alltäglichen Vergnügen, die gewöhnlichen Angelegenheiten der Gesellschaft, waren, in Vergleichung mit den großen Gegenständen, die ihren Geist genähret hatten,

für

für sie das, was einem starken Spieler ein niedriges, bloß zum Zeitvertreibe angelegtes Spiel seyn würde. Sie brauchte die Liebe als ein Mittel zur Intrigue, und diese als ein Mittel, ihrer Liebe Vortheil zu schaffen. Ihrem Liebhaber überlassen, ihren Freunden treu, besaß sie selbstvertrauenden Stolz und Muth; nichts war in ihren Augen unmöglich, weil sie gewohnt gewesen war, die schwéresten Unternehmungen gelingen zu sehen. Sie trauete keinem Frauenzimmer Tugend zu, und sahe die Liebe als den einzigen wirksamen Grundtrieb an, der lebhafte und veste Maßregeln bestimmen könne. „Ohne Liebe, sagte sie, ist man im kritischen Augenblicke nie völlig Herr von seinen Leuten, ohne die Liebe flößet man ihnen weder guten Willen, noch die erfoderliche Thätigkeit ein.„ Sie hielt die Liebe und Galanterie so sehr für die erste Triebfeder bey allen Geschäften und Verhandlungen, daß sie einst, als sie den General der Kapuziner gewahr wurde, zu mir sagte: „Ich wette, wir würden, wenn er uns sein Leben erzählen sollte, finden, daß Liebe und Frauenzimmer, mittelbar oder unmittelbar, das ihrige dazu beygetragen haben, um ihn bis zum Generalate zu bringen.„

Die Prinzessin von Montpensier, von deren kriegerischen Thaten Sie gehöret haben,

die

die aber jetzt, wie Sie wissen, nichts grösseres als die Gunst des Hofes kennet, von einem Blicke des Königs berauscht, von einem Wörtchen seiner Minister bezaubert wird, diese Prinzessin, die so vielen Kronen so nahe gewesen ist, hat Witz, und sehr wenig gründlichen Verstand, ist ein aufbrausendes Köpfchen, und ein schwacher Charakter. Pralhaft wie ein zur Dame gewordenes Bürgermädchen, unbesonnen aus Eitelkeit, leichtsinnig in ihren Verbindungen, ohne Zusammenhang in ihren Entwürfen, besitzt sie die Gabe, zur Unzeit zu wollen, zu fodern und zu handeln, in ganz vorzüglichem Grade.

Der Prinz von Condé, welchen seine Geburt und sein Ruf über alle erhoben, verachtete die Rolle eines Partey-Hauptes; ihm war nicht sowohl auf Ueberlegung sich gründende Ehrsucht, als vielmehr Ruhmliebe zu Theile geworden. Er war gewissermaßen von der Unterwürfigkeit der Kindheit gleich zur Befehlshaberschaft der Armeen und zu Triumphen übergesprungen. Gewohnt, im Felde seinen Willen befolgt, und lauter unterthänige und über seine Talente entzückte Leute um sich zu sehen, war er zu schonenden Maßregeln nicht sonderlich gemacht. Die Lebhaftigkeit seines Geistes machte ihm die zur Einfädelung großer Dinge nöthige Langsamkeit uner-

unerträglich; er ärgerte sich über die Hindernisse, und schien alles durch offenbare Gewalt zwingen zu wollen. Vermöge der Erziehung, die er genossen hatte, war er zwar geneigt, des Hofes zu schonen, aber er fühlte auch, daß seine Dienste ihm große Rechte gaben; er konnte sich nicht entschließen, seinen Ruhm dem Hofgeist unterzuordnen, der ungern Gerechtigkeit widerfahren läßt, um nichts als Gnadenbezeugungen verwilligen zu dürfen.

Da die erhabene Stufe, auf welcher er stand, ihm so wenig zu wünschen übrig ließ, so schienen ihm wenige Dinge eine anhaltende Aufmerksamkeit zu verdienen. Daher dachte er an keinen Plan, ehe nicht der kritische Augenblick da war, und weil er Feuer und Ausdauern nicht in gleichem Grade besaß, so setzte er seine Entwürfe nicht mit Standhaftigkeit durch. Heinrichen von Guise an Geist und Talenten überlegen, fehlte ihm jene Kunst, das Herz zu gewinnen, jene Popularität, welche dem Helden mit der Schmarre alle seine Triumphe erwarb. Man hat zwischen ihnen die Parallele ziehen wollen, und doch sind nie zwey Männer an Lage, Geist und Charakter mehr von einander unterschieden gewesen. Condé wollte bewundert seyn, Guise wollte herrschen.

Die Herzogin von Longueville, jung, schön, witzig, wurde beständig durch ihre Eitelkeit fortgerissen und durch ihre Liebhaber gegängelt. Ihr Verstand half ihr nichts, weil er den Vorstellungen desjenigen, der ihr Herz beherrschte, gänzlich untergeben war. Ohne für sich selbst nach irgend einem Vortheile zu trachten, mochte sie gern Aufsehen machen; sie hatte keine Absicht dabey, keinen weitern Zweck, als, zu zeigen, daß sie auch da wäre. Dafür gehalten zu seyn, daß sie Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten hätte, verursachte ihr unbeschreibliches Vergnügen. Besonders war ihre schwache Seite der Wunsch, daß man ihr viel Einsicht zutrauen möchte, und die unredlichsten Kniffe erhielten ihre Zustimmung, sobald sie dazu dienten, von ihrer Geschicklichkeit einen hohen Begriff zu geben.

Der Koadjutor, ein erhabenes Genie, besaß Geistesgröße, und eine Freygebigkeit, die an Verschwendung gränzte. Er verstand die Kunst, sich Anhänger zu erwerben und Enthusiasmus zu erwecken; bey einigen richtete er dieß durch seine Einsichten, bey andern dadurch aus, daß er sich ganz den Vortheilen seiner Freunde widmete. Er war leutselig, beredt, ihm fehlte überhaupt keine der Eigenschaften, die man haben muß, wenn man in

Zei-

Zeiten der Unruhe eine große Rolle spielen will. Sein Genie überwog die Geschäfte, und die Bestandtheile desselben waren von der Art, daß es in einer Monarchie sich nicht völlig entwickeln, nicht ganz den ihm angemessenen Flug nehmen konnte. Daher fand er mehr Vergnügen daran, über die Gemüther zu herrschen, Parteyen zu machen, sie einander entgegen zu setzen, durch seine Beredtsamkeit zu siegen, durch seine Geschicklichkeit alles zu lenken, als ihm die Stelle eines ersten Ministers gewähret haben würde, weil die oberste Gewalt alles zu ebnen und dem Genie weniger Regsamkeit übrig zu lassen scheint. Alle seine Entwürfe gingen ins Große, und verloren sich bisweilen in weiter Ferne. Verbrechen würden in einem Augenblicke der Entscheidung ihm nichts gekostet haben; die Größe und der Glanz des Gegenstandes hätten alsdenn über jeden Grundsatz gesiegt, hätten jedes andere Gefühl in ihm zum Schweigen gebracht. Sein Kopf steckte voll großer Gelehrsamkeit über das Kapitel von Zusammenverschwörungen. Er hatte die Triebfedern der in alten Zeiten angezettelten Konspirationen studirt, und wußte, warum jede von ihnen gelungen, oder fehlgeschlagen war. Kurz, mit diesem, von seinem Herzen so begünstigten Theile der Geschichte war er so vertraut, wie

 ein

ein Mann, der Heerführer zu werden denkt, mit der Taktik, oder eine einsichtsvolle Magistratsperson mit den Gesetzen; er hätte einen Lehrstuhl der Meutmacherwissenschaft bekleiden können. —

Soll ich vom Herzoge von Orleans reden? Dieser so große, so ehrwürdige Name wird unter der Regierung Ludewig des XIII. und unter der Regentschaft an der Spitze aller Verhandlungen gefunden. Viel Verstand, eine große Leichtigkeit im Ausdruck, ein unbeständiger und zurückhaltender Charakter, eine furchtsame, träge, immer irgend einem Günstlinge unterworfene Seele, so war der Herzog von Orleans, und so schildern ihn seine Thaten. Seine äusserste Unbestimmtheit, mit seiner Trägheit verbunden, bewog ihn, nach dem Gutachten anderer sich zu bequemen. Er hat mir oft Anlaß gegeben, über die üblen Folgen nachzudenken, welche aus einem solchen Charakter fließen, wenn er das Loos eines durch Geburt oder Würden erhabenen Mannes ist. Das Mißbehagen, ein trauriges und unzufriedenes Gesicht zu sehen, hat Könige und Magnaten tausendmal in die schrecklichsten Verlegenheiten gestürzet. Oft bedurfte es nur einer Viertelstunde Entschlossenheit, um einer ungerechten Foderung sich zu widersetzen, eine gefährliche Meynung zu

bestrei-

bestreiten, den Anblick eines verdrüßlichen und bekümmerten Gesichts zu ertragen; Jahre voll Unruhe und Arbeit, Aufopferung der kostbarsten Vortheile sind hernach nicht vermögend gewesen, Einen Augenblick der Schwäche zu ersetzen!

Der Prinz von Condé kam zwey Tage vorher, ehe der König aus Paris ging, zu mir. Er schien mir über die Kühnheit des Parlements und der Zünfte äusserst aufgebracht zu seyn; ich hatte gleichwol zimlich sichere Anzeigen, daß er mit Longueil und dem Koadjutor in sehr genauen Verbindungen war. Während unsrer zimlich langen Unterredung bemühete ich mich, seine wahren Gesinnungen, deren Verhehlung er weniger als irgend jemand in seiner Gewalt hatte, zu erforschen. Er stieß heftige Reden gegen die Herzogin von Longueville aus, und spottete über den Prinzen von Conti, der eine Stelle im geheimen Rathe zu haben wünschte, auf eine bittere Weise. „Wenn die Affen, sagte er, zusammenträten, um ein Volk auszumachen, so könnte Conti der erste Minister dieser Nation seyn.„ Der Koadjutor wurde ebenfalls nicht verschonet. Ich sahe troz aller dieser Deklamationen deutlich, daß der Prinz von Condé, getrieben durch die Eifersucht über das Ansehn des Herzogs von Orleans,

und durch die Furcht, in so kritischen Zeitumständen nur die zweyte Rolle zu spielen, vielleicht die Partey des Parlements ergreifen, daß er aber, wenn die Königin sich zu entscheidenden Mitteln entschlösse, wenn sie eine Armee nach Paris kommen ließe, auf die Seite des Hofes treten würde. Der Befehlshaberschaft über die Armee, von welcher der Herzog von Orleans nur ein gemalter General seyn würde, versichert, sahe er wol ein, daß es alsdenn bey ihm stände, die Sachen mit Nachdruck zu treiben, und allen Ruhm allein davon zu tragen. Kurz, ihm den Kommandostab geben, hieß, ihn in sein Element von neuem versetzen.

Nachdem er alle Mittel, die von Tage zu Tage mehr wankende königliche Gewalt aufrecht zu erhalten und den Verwirrungen ein Ende zu machen, auseinander gesetzt hatte, sagte er: „Ich kenne keinen andern Rath als diesen: Man lege eine Armee in Paris, dann wird man Parlement und Volk zügeln. Man muß den König ins Zeughaus einquartieren, wenn er in Sicherheit seyn und Gesetze vorschreiben soll; jedes andere Mittel ist unzulänglich. Folgt man meinem Rathe, so stehe ich dafür, daß nach drey Tagen alles zittern soll, und ich will, wenn man es zufrieden ist,

den

den Haß der Langmäntel und des Volks auf mich nehmen.„

„Der Kardinal Richelieu, antwortete ich, würde diesen Weg gewählet, würde aber das Kommando der Armee nicht dem ersten Prinzen von Geblüt gegeben haben, der, des Hofes einzige Stütze geworden, am folgenden Tage Herr des Ministers gewesen wäre. Der Kardinal sieht gewiß ein, daß Sie alsdenn alles ertrotzen könnten, daß das Kabinet Ihnen unterwürfig werden müßte, und er zu Ihrem Diener herabsinken würde. Der Herzog von Orleans wird ebenfalls fürchten, durch Sie ganz ausgestochen zu werden.„

Die Sachen liefen so, wie ichs vorausgesehen hatte. Der Hof ging von Paris weg, statt sich da mit Nachdruck und Gewalt zu behaupten. Dieser Abzug verursachte anfangs Bestürzung. Man glaubte, Paris würde in kurzem ausgehungert und gezwungen werden, sich unter den Willen eines erzürnten Herrn zu beugen. Aber die Gemüther setzten sich bald, und man ging von der Furcht zur Verwegenheit über. Es kostete wenig Mühe, den Einwohnern von Paris begreiflich zu machen, daß eine Stadt von so weitem Umfange und so vielen Zugängen nicht leicht eingeschlossen werden könne, daß die Zufuhr trotz aller Hindernisse, die man ihr in den Weg legen könnte, nicht

nicht ausbleiben werde, und daß man aufs höchste die Unannehmlichkeit zu befahren habe, die Lebensmittel etwas theurer bezahlen zu müssen. Es setzte Unruhen vor der Abreise des Königs; bey seiner Abreise selbst kam es zu einer wirklichen Empörung. Die Trennung der Oerter gründete im Augenblicke zwey öffentlich wider einander erklärte Parteyen, und das Parlement wurde eine Macht, die sich im Ernst in Kriegsverfassung setzte.

Mitten unter dem Tumulte, der in den ersten Tagen herrschte, war es mir unmöglich, aus Paris zu kommen, um dem Hofe zu folgen. Ich benachrichtigte die Königin davon und fragte bey ihr an, ob ich alles daran wagen sollte, um mich zu ihr zu begeben, oder ob sie glaubte, daß ich durch mein Dableiben ihrem Dienste nützlich werden könnte. An Unterhandlungen war aber jetzt nicht zu denken. Die Königin war erhitzt und meynte, durch die Annäherung der königlichen Truppen und durch die Furcht vor Brodmangel werde bald alles zum Weichen gebracht werden. Sie schrieb mir, ich sollte bleiben, in acht Tagen würde ich sie in Paris wiedersehen. Das war ihre veste Meynung. Der Prinz von Condé, voll Verachtung gegen eine Bürger-Armee und gegen die Häupter derselben, flößete ihr durch seine Spöttereyen eine Prä-

sumtion

sumtion ein, zu welcher sie von Natur viel Hang hatte, wie alle Fürstenkinder haben. Der Abstand, der sie von den übrigen Menschen, die sie nicht anders als in demüthiger Stellung zu sehen gewohnt sind, trennet, erlaubt ihnen fast nicht, mit Bestimmtheit den Zeitpunkt zu kennen, wann Gehorsam in Widersetzlichkeit, Demuth in Kühnheit sich verwandeln kann. In Zeiten der Unruhe ist nichts gleichgültig; ein Wort, eine Miene bringt eine plötzliche Veränderung in den Gemüthern hervor, und die vorübergelassene Gelegenheit wird nicht wiedergefunden. Der rechte Augenblick, Gewalt oder Gelindigkeit zu brauchen, kann nur vom Genie gefaßt werden, und das Genie thut oft nichts, wenn ihm nicht eine große Seele zu Hülfe kommt.

Ich blieb nicht ungern in Paris, weil ich die sich einander verdrängenden großen Begebenheiten hier unter Augen haben konnte. Ich war, die Wahrheit zu sagen, von keiner Partey, unterhielt aber genaue Freundschaft mit der Herzogin von Bouillon, deren Verstand mir ungemeines Vergnügen gewährte. Unsére beiderseitige Denkungsart hatte nicht viel ähnliches mit einander. Die Herzogin war eben so hinterlistig, als aufrichtig ich bin; aber der Reiz ihres Umganges knüpfte eine durch verschiedene Umstände errichtete

Verbindung immer wieder zusammen. Die Herzogin schwankte, so zu reden, beständig zwischen zwey Stühlen, und ihre große Kunst bestand darin, daß sie nie eine Meynung auf die Bahn brachte, nie keiner völlig beytrat, sondern bloß Winke gab, auf welche Seite hin sie sich wol neigen dürfte, so daß sie es immer in ihrer Gewalt behielt, sich deutlicher zu erklären, und nach Maßgabe der Umstände anders zu bestimmen. Die Größe des Hauses Bouillon war ihr ganzes und einziges Geschäft, und die Grille, ein sogenanntes Fürstenthum zu haben und als Fürstin zu figuriren, überwog bey ihr die mit der Entschädigung für Sedan verbundenen wesentlichen Vortheile; sie schmeichelte sich, diesen Ort wieder bekommen zu können.

Der Herzog von Bouillon hatte durchgehends den Ruf eines sehr fähigen Mannes, und sein Ruf ist mir größer vorgekommen als sein Verdienst. Sein Verstand hatte eine Beymischung von etwas Räthselhaftem und Verschlossenen, welches Achtung abnöthigte und auf die Meynung geleitet hatte, daß er tiefe Gründlichkeit besäße. Er war hierin dem Vicomte von Türenne ähnlich, doch mit diesem Unterschiede: An Türenne'n entdeckte man sehr bald, daß das Mißtrauen gegen sich selbst eine gewisse Verlegenheit bey ihm wirkte,

die in seine Reden etwas Dunkles und Schwankendes brachte; zwischendurch straleten Blitze hervor, welche die Wolken theileten, und die Tiefe und Allgemeinheit seines Geistes sichtbar machten. Man errieth gewissermaßen Türenne'n mehr, als daß man ihn gekannt hätte. Die Prüfungszeit erschien, und da zeigte er sich als überwiegend großen Mann, der selbst die hohe Meynung, die man von ihm gefaßt hatte, hinter sich ließ. Er ist der einzige Mann, der, seit einem Jahrtausende vielleicht, sowohl die Ehrfurcht, welche Tugend gebietet, als die Bewunderung, welche Talente erregen, sich in ganz vorzüglichem Grade zu erwerben gewußt hat. Ich habe gesehen, daß Leute von Einsicht, Vermögen und Klugheit, Kreaturen und Anhänger hatten: aber, allgemeinen Enthusiasmus zu erwecken, dazu wird anerkannte Tugend erfodert.

Der Herzog von Bouillon bezeigte für mich eine Achtung, die mir schmeichelhaft war. Oft wendete man sich an mich, um ihn zu einem vesten Entschlusse zu bringen; ich richtete es dabey so ein, daß ich ihm immer die Ehre der Erfindung oder der Entscheidung ließ. Seine Gemahlin hatte mir dieses Benehmen mit ihm empfohlen, und der Erfolg hat es allezeit gerechtfertiget. In den Charakter die-

ser beiden Leute konnte man kein großes Vertrauen setzen, aber ihren Einsichten trauete man ungemein viel zu.

Die Verbindungen des Herzogs und der Herzogin von Bouillon mit Spanien gaben ihnen ein großes Gewicht in den öffentlichen Angelegenheiten. Nur von dieser Seite hatte der Hof wirklich zu fürchten. Ohne fremde Unterstützung mußte die Flamme der Empörung bald verlöschen. Das gemeine Volk mußte es bald müde werden, die Lebensmittel theurer zu bezahlen, so wie das Parlement und die Bürgerschaft, Geld aufzubringen. Natürlicher Weise mußten ihnen die Augen aufgehen, sie mußten folglich inne werden, daß die Häuptlinge, welche die Korporationen und den gemeinen Mann aufhetzten, allein Nutzen aus einem Kriege ziehen würden, dessen ganze Last das Volk zu tragen hatte. Wenn aber eine spanische Armee sich Paris genähert hätte, so hätte sie die Truppen des Königs in Respekt gehalten. Die königliche Würde wäre zwar nicht, wie zur Zeit der Ligue, in Gefahr gekommen; allein die Spanier hätten die Nothwendigkeit auflegen können, einen demüthigenden und nachtheiligen Frieden einzugehen. Der Herzog von Elbeuf würde Geld bekommen haben, der Herzog von Bouillon konnte sich Sedan zurückgeben lassen;

sen; durch Gouvernemente und Jahrgelder wären die übrigen Anführer abgefunden worden.

Ich ließ mich darüber einstens gegen den Koadjutor in diesen Worten heraus: „Nur Ihretwegen bin ich in Sorgen. Was kann Ihnen weiter werden, als ein nicht sowol berühmter, als vielmehr berüchtigter Name? Katilina, und ihr Freund Johann Ludewig von Fiesco, stritten für sich. Sie setzten alles gegen alles, und die Begierde nach dem Ruhme, aus einem Privatmanne sich zum unumschränkten Herrn gemacht zu haben, kann schon die Versuchung erwecken, alles zu wagen. Aber Sie, dessen Genie den Geist dieser beiden Aufwiegler übertrifft, wornach streben Sie? In Flammen setzen und zu Grunde richten können Sie; steht es aber in Ihrer Macht, aufzubauen, Sich empor zu schwingen? Gesetzt, der Kardinal wird auf immer vertrieben; werden Sie deswegen seinen Platz erhalten? würden Sie ihn behaupten? Abgesetzt, verbannet, vielleicht in Verhaft gezogen bald nach einer durch die Umstände erzwungenen Erhöhung, werden Sie Frankreich in Feuer gesetzt haben, um drey Wochen als erster Minister zu paradiren; denn, rund ausgesagt, die Königin wird es doch niemals vergessen, daß sie vor Ihnen zittern muste. Fürsten können eher die Verrätherstreiche, die man ihnen spielt, als die Dienste eines gar zu mächtigen Unterthanen verzeihen.„

„Ich leugne nicht, antwortete der Koadjutor, daß meine Lage sehr beunruhigend sey, und Sie werden, ungeachtet meiner Offenherzigkeit, nicht von mir erwarten, daß ich Ihnen alle meine Entwürfe enthüllen, und alle Mittel, auf welche ich rechne, aufzählen soll. Um nicht für einen Unbesonnenen gehalten zu werden, wird es hoffentlich Beweises genug für mich seyn, wenn ich Ihnen zeige, daß in dem Spiele, das ich spiele, glückliche Würfe fallen können, ohne daß ich Ihnen die sagen dürfe, welche meine Aufmerksamkeit heften und vielleicht wol den Gegenstand meiner Wünsche ausmachen. Ich will Ihnen auch zeigen, daß mir weder die Gefahr, die ich laufe, noch die Unbeständigkeit der Personen, denen ich mich anvertrauen möchte, unbekannt ist. Die Königin ist im äussersten Grad erbittert gegen mich, der Kardinal verabscheuet mich; nicht eben meine Fehler, als vielmehr die unglücklichen Zeitumstände haben mir ihren Zorn zugezogen, und, Sie wissen es ja, man hat mich verachtet, aufgezogen, hat Plane zu meiner Verhaftung gemacht, als mein ganzes Verbrechen darin bestand, daß ich nützlich gewesen war. Die Sorge für meine Sicherheit, und vielleicht, ich gestehe es, ein gewisser Hang für Staats-Revolutionen, der mir angeboren, und durch meine frühere

Stu-

Studien gestärkt ist, sind die Grundursachen, die mein Betragen bestimmt haben. Der Prinz von Condé ist im Herzen gut gegen mich gesinnet, der Herzog von Orleans liebt mich nicht, weil sein elender Günstling mich fürchtet, ich habe den grössesten Einfluß auf das Parlement, ich bin Herr vom Volke; das ist die schöne Seite. Aber — der Prinz von Condé wird mich im Stiche lassen, so sehr er mich auch schätzt; das Parlement wird mir den Prozeß machen, weil ich werde gethan haben, was es drey Tage vorher durch seine Schlüsse befohlen hatte; und das Volk, das heute auf den geringsten Wink von mir zu den Waffen griffe, würde morgen ruhig mich zur Bastille führen sehen. Ich verlasse mich also nicht blindlings auf meine Hülfsmittel; aber, so gut ich ihre Unzulänglichkeit kenne, eben so gut weis ich auch, in wie weit ich auf sie zählen kann.

„Das Parlement, in seiner Hitze gehörig unterhalten, durch den Faktionsgeist, der einige seiner Glieder belebt, gespornet, kann die Sachen aufs äußerste treiben, das Volk kann es unterstützen und den Hof zittern machen, kurz, den Kardinal zwingen, über die Alpen zu gehen. Alsdenn werden nur untergeordnete Minister noch daseyn, deren keiner, den Marquis von Châteauneuf ausgenommen,

sich

sich wird beygehen lassen, auf die erste Stelle Anspruch zu machen. Ist es nun unmöglich, daß der Prinz von Condé mich vorziehe, um diese Stelle zu besetzen? Die Königin verabscheuet mich freylich, aber die Sorge für ihre Ruhe wird ihren letzten Entschluß bestimmen. Sie wird glauben, alles zufrieden zu stellen, wenn sie ihr Vertrauen einem Manne schenkt, der ihr für das Parlement Bürge seyn wird, einem Manne, der dem Volke lieb und Condé's Freund ist; sie wird alsdenn sich von allen Seiten gesichert finden; dazu kommt: sie ist Frau, und drey Monate Umgang und Beflissenheit können hinreichend seyn, die Gesinnungen zu ändern. Das ist nun gleich eine Aussicht, die man sich als möglich denken kann; ich sage, als möglich, denn wahrscheinlich ist es nicht, durch die Faktion Minister zu werden. Wollte ich mit meinen Blicken den allerweitesten Gesichtskreis durchwandern, so würde ich vielleicht die Königin, wie sie immer mehr und mehr bey den Großen und beym Volke verliert und sammt ihrem Minister verhaßt wird, den Herzog von Orleans aber wegen seines Wankelmuths und seiner Ergebenheit für la Riviere'n verachtet sehen. Ich nehme einmal an, unter solchen Umständen soll der Prinz von Condé, mit Ruhm überhäuft und von der bewundrungsvollen

Er-

Erwartung Frankreichs und Europens begleitet, das Herz haben, nach der Regentschaft zu trachten; alsdenn stimme ich das Parlement zu seinem Vortheile; die Spanierin wird in ein Kloster gesteckt, und Jedermann freuet sich darüber, der Herzog von Orleans wird nach Blois verwiesen, wo er mit aller Gemächlichkeit seine Münzen beschauen kann; meynen Sie, daß ich mir nicht schmeicheln dürfe, Herr des Kabinets zu seyn unter der Regentschaft Condé's, der eben so viel Widerwillen gegen die Geschäfte hat, und vielleicht eben so viel Unfähigkeit sie zu behandeln, als er Talente für den Krieg besitzt?„

„Ich will meinen Flug niedriger nehmen. Der Hof wird in einem der Augenblicke, in denen man meiner nöthig haben wird, mir das Gouvernement von Paris, und Vortheile für meine Freunde, Beförderungen, Gouverneursstellen, Jahrgehalte, nicht versagen. Kardinal, der ich mit der Zeit nothwendig werden muß, Erzbischof und Gouverneur — diese Würden mit einander vereinigt können eine gemäßigte Ehrbegier schon befriedigen. Um meine Achtung zu behaupten und alle üblen Eindrücke bey der Königin und den Ministern zu vertilgen, darf ich alsdenn nur treu meine Pflichten erfüllen, und ich werde schon Mittel finden, sie mit meinen Vergnügungen zu ver-

vereinbaren; was kann ich mehr erwarten, wenn die oberste Gewalt sich hält! Sie werden vielleicht sagen, ich hätte diese Vortheile, oder ihnen gleichgeltende, sicherer erhalten können, wenn ich dem Hofe ergeben geblieben wäre. Ich räume es ein; ich habe nun aber, zum Theil durch die Umstände gezwungen, einen andern Weg gewählet, um dazu zu gelangen. Ich hätte vor **Mazarini'n** kriechen müssen; durch Verschluckung unangenehmer Begegnungen, durch oft wiederholte niedrige Streiche hätte ich mich langsam und ohne Ehre dahin geschleppt, wohin ich mich aufschwingen kann mitten durch Gefahren, die in meinen Augen durch die Unabhängigkeit und das Berühmtseyn aufgewogen werden.„ „Verlangen Sie, setzte er hinzu, eine andre Aussicht? Es ist möglich, daß die Königin und ihr Minister mir die Ehre erzeigen, mich ferner zu fürchten, und sich nicht entschließen können, mich in Paris zu lassen. Das angenommen, werden Sie selbst nicht zweifeln, das man nichts eifriger wünschen wird, als, meiner in Güte los zu werden. Die Oberaufsicht über die italiänischen Angelegenheiten, die Bezahlung meiner Schulden, und Gnadenverwilligungen für meine Freunde können alsdenn mir nicht entstehen. Ich nehme nach Rom, wo der Kardinal verabscheuet wird,

den

den Ruhm mit, über alle seine Macht gesiegt, und der Sache den Ausschlag gegeben zu haben; kurz, ich sehe mich, wie jene berühmten Athener, mit dem Ostracismus beehret. Sie wenden mir vielleicht ein, daß ein Meuchelmord allen meinen Entwürfen ein Ende machen könne, und daß das Schicksal Heinrichs mit der Schmarre mich abschrecken müsse; daß ich gefangen gesetzt werden, und meine Rolle so endigen könne, wie Biron und Montmorency die ihrige endigten. Freilich wol, aber bedenken Sie nur, daß den Kardinal, so mächtig er ist, gleiche Gefahren bedrohen. Man hat mehr Beyspiele aufzuweisen, daß Minister oder Günstlinge, die dem Volke verhaßt waren, durch die Hand eines Aufrührers umkamen, als, daß mächtige Unterthanen auf Befehl eines Regenten meuchelmörderischer Weise getödtet wären. Was das gerichtliche Verfahren betrift, zweifeln Sie denn, daß, wenn der Kardinal morgen von einer Partey gefangen genommen und dem Parlemente überliefert würde, es schwer fallen sollte, ihn als Volksbedrücker rechtmäßig zu verurtheilen, und daß man einen Augenblick anstehen würde, ein so großes Beyspiel zu geben, das den Ministern auf immer Gehorsam gegen die Parlementer einprägen würde?„

„Ich glaube Ihnen bewiesen zu haben, daß in meiner Lage große Vortheile zu erwarten, große Gefahren zu fürchten sind, daß ich aber diesen Gefahren nicht stärker ausgesetzt bin, als der erste Minister es ist. Diese letztere Betrachtung scheint mir einleuchtend zu seyn, und ist dem Kardinal Mazarini nicht entgangen, welchem sie, wie ich glaube, von Zeit zu Zeit sehr üble Nächte verursacht hat. Aber, kurzum, es muß sich zu etwas entscheiden; ich kann in der allgemeinen Gährung nicht mehr hinter mich sehen, darf nicht müßiger Zuschauer seyn; ich handle nicht auf ein Ohngefehr hin, aber das Ohngefehr wird viel ausrichten; eine Krankheit, ein Todesfall, ein blöder Streich können den Sachen eine andre Gestalt geben, wer ist im Stande, solche Zwischenfälle zu berechnen? Ich schließe mit einer wichtigen Anmerkung: Der Prinz von Condé ist dem Throne zu nahe, um ihn erschüttern zu wollen, und er allein kann entscheidende Streiche vollführen, weil er allein Genie, Kühnheit und Talente mit einer königlichen Geburt verbunden besitzt. Wäre Condé ein sechster oder siebenter Prinz von Geblüte, so würde er vielleicht in Versuchung kommen, die Rolle Heinrichs von Guise zu spielen. Er würde es weiter treiben, und Frankreich könnte zertheilet werden; aber er ist der Königswürde

zu nahe, ihm ist zu viel daran gelegen, daß eine Erbschaft ungeschmälert bleibe, die durch den Tod von zwey Kindern morgen die seinige werden kann.„ . . . . *)

Es kam zum Frieden, und die verschiedenen Artikel desselben sind Ihnen aus den Zeitschriften bekannt. Ich sage Ihnen also davon nichts; meine Absicht ist bloß, Ihnen die Personen zu schildern, welche die ersten Rollen gespielt haben, und die mir wichtigen Begebenheiten, nebst denjenigen, an welchen ich Theil gehabt habe, zu erzählen. Der Kardinal hatte das Vergnügen, die Leute, die aufs heftigste gegen ihn getobt hatten, zu seinen Füßen zu sehen. Die unterthänigen Beschickungen von den Gerichtshöfen machten ihn auf einen Augenblick die Schrecken und Demüthigungen, welche ihre Beschlüsse, ihre Versammlungen, ihre Anschläge ihm zugezogen hatten, vergessen. Bemerken Sie hier, was die Geschichte Ihnen immer bestätigen wird, daß nichts dem gemeinen Haufen ähnlicher ist, als die Korporationen. So bald sie über den Kreis ihrer Pflichten und der von diesen vorgeschriebenen Beschäftigungen hinausgehen, sind alle ihre Bewegungen unregelmäßig. Sie handeln alsdenn gerade wie der Pöbel, und durchlaufen in einem kurzen Zeit-

*) Hier fehlen einige Seiten.

raume die einander am meisten entgegenstehenden Extreme.

Als der Friede zu Paris gemacht war, folgten die Provinzen in kurzem dem Beyspiele der Hauptstadt nach. Die Ruhe dauerte nicht lange; in den Gemüthern blieb ein treibender Gährungskeim zurück, welcher durch das Mißvergnügen der mit Auflagen belasteten Unterthanen, und durch die rastlose Ehrsucht gewisser Leute genähret wurde. Die offenbargewordene Schwäche der Regierung hatte gelehret, was man wagen könne. Es giebt Wunden, die sich nur durch Eisen und Feuer heilen lassen, und durch Palliative verschlimmert werden; die bestürmte und verachtete höchste Gewalt muß Schrecken verbreiten, wenn sie in ihre Rechte wieder eintreten will. Jeder dachte auf seine Vortheile, und es war einleuchtend, daß der Hof, wenn man ihn ins Gedränge brächte, sich, um heraus zu kommen, zu neuen, den Parteyführern und gewissen Privatpersonen einträglichen Aufopferungen werde bequemen müssen . . . . . *)

Der Prinz von Condé rückte zeitig mit neuen Anforderungen hervor; er setzte den Verwilligungen, welche er vom Hofe zu erwarten sich berechtiget hielt, keine Schranken. Die Admiralschaft wurde ihm abgeschlagen; er

*) Hier ist ein Blatt zerrissen.

er nahm das hoch auf, und begegnete dem Kardinale verächtlich. Die Furcht, welche er einflößete, war ein Grund, seiner zu schonen, war aber zugleich ein Grund, ihm das, was er im Befehlshaber=Tone forderte und was zur Vergrößerung seiner Macht dienen konnte, nicht zu gewähren. Der Kardinal ließ mit ihm unterhandeln, hielt ihn mit Hoffnungen hin, verwilligte ihm Pont de l'Arche für den Herzog von Longueville, bestach diejenigen, welche etwas über ihn vermochten, und brachte eine scheinbare Ausgleichung zu Stande, die nicht lange dauerte; aber sein Schrecken über das entscheidende Ansehen, das er tagtäglich gewann, und über seine Verbindungen mit den Schleuderern, leitete ihn auf den Gedanken, sein Vortheil erfodere es, ihn mit eben diesen Schleuderern zu entzweyen. . . . . *) Eine Begebenheit, die den größesten Lerm erregte, und noch jetzt in Dunkel gehüllet ist, machte dem guten Vernehmen zwischen den Schleuderern und dem Prinzen von Condé vollends ein Ende. Der Kardinal zeigte dem Prinzen an, der Herzog von Beaufort und der Koadjutor hätten Leute bestellet, die ihn ermorden sollten; und diese Nachricht wurde von einem aus dem Ministerium bestätiget. Der Prinz ließ

*) Hier fehlen wieder einige Seiten.

ließ sich, um zu wissen woran er wäre, bewegen, seine Kutsche nach dem Platze Dauphine fahren zu lassen. Es fiel ein Schuß, und der im Wagen sitzende Bediente wurde getödtet; wenigstens wird das behauptet. Einige haben geglaubt, der Prinz hätte diese Gaukeley gespielt, um einen Vorwand zu haben, die Häupter der Fronde zu verfolgen; andere sind der Meynung, es sey eine List vom Kardinale gewesen, um an dem Prinzen einen Gegner der Schleuderer zu bekommen, und diese durch den Verdacht, den er auf sie werfen würde, zu seinen beständigen Feinden zu machen. Ich glaube, daß die letzteren Recht haben, und verschiedene Umstände haben mich veranlaßt, diese Meynung gleich damals, als der Fall sich ereignete, für die wahre zu halten. Man ließ sichs gar zu angelegen seyn, den Prinzen zu warnen, und die Warnungen kamen vom Hofe. Auch arbeitete gerade um diese Zeit der Koadjutor unter der Hand daran, sich mit dem Prinzen zu setzen, und seine Anhänger mit den Schleuderern zu vereinigen. Es läßt sich nicht denken, daß er in eben dem Augenblicke eine Unternehmung gegen ihn angezettelt hätte. Als der Koadjutor sahe, daß er die entworfene Verbindung nicht zu Stande bringen könnte, spielte er sein Spiel so gut sichs thun ließ. Er suchte,

den

den Prinzen von Condé ins Verderben zu stürzen und die Schleuderer zur Hofpartey zurückzuführen. Man mußte damals die Sachen treiben, wie sie nach den jedesmaligen Ereignissen des Tages gehen wollten, weil kein vester Plan befolgt werden konnte, weil kein einziger unter den Anführern einen bestimmten Endzweck hatte. Der Kardinal allein wußte, was er wollte, Ansehen und Geld. Die übrigen wünschten zwar überhaupt, ihn aus dem Lande zu jagen, hatten aber noch mehr zur Absicht, ihn in verdrießliche Händel zu verwickeln, um hiedurch für sich Vortheile zu erhaschen. Wenn man diese vermittelst des Prinzen von Condé erlangen zu können glaubte, so hing man sich an ihn, oder an den Hof, je nachdem die Umstände und die Ausspendungen des Hofes beschaffen waren. Manche trieben sich ohne alle Absicht herum, bloß, weil sie nicht ruhig bleiben konnten, und weil das Kabaliren mit zur Mode gehörte. Einige Skrupel Rachsucht, doch immer mit viel Eigennutz gemischt, waren die erste Ursache der allgemeinen Bewegung. Mancher, der heftig gegen Mazarini'n loszog, würde für tausend Thaler Jahrgeld ein Lobgedicht auf ihn gemacht haben, ein andrer hätte das für ein Gouvernement gethan, und so waren sie alle, den ersten und erbittertsten unter den

Schleuderern nicht ausgenommen, beschaffen. Der Marquis von Senneterre zuckte die Schultern, als jemand die damaligen Verwirrungen mit den Zeiten der Ligue verglich. Die Königin, welche die Umstände für sehr bedenklich hielt, fragte ihn mit Bitterkeit, was denn dabey zu thun wäre, weil diese Unruhen in seinen Augen doch so wenig auf sich hätten. „Alles, und allen, verweigern,„ antwortete Senneterre. Kein Prinz, fuhr er fort, will König werden, will Frankreich zerstückeln, will eine andere Religion einführen. Nach den großen Dingen, die die Staaten umformen, streben unsere unruhigen Köpfe nicht; es ist nur um Gouvernemente, um Jahrgelder, und um Taburete zu thun. Geben Ew. Majestät den Umständen nach, bis zur Volljährigkeit des Königs, die nicht mehr fern ist; alsdenn kann eine neue Einrichtung mit Nachdruck getroffen, und mit Standhaftigkeit befolgt werden. Die zu einer Veränderung vorbereiteten Gemüther werden sich unterwerfen, zumal wenn der König spricht, und man die Ueberzeugung einflößt, er habe aus eignem Triebe gesprochen, und wenn er durch Handlungen der Machtvollkommenheit seinen Reden Gewicht gibt. Der König ziehe zwölftausend Mann in der Nähe von Paris zusammen, und mache alsdenn aus freyem Willen, nicht in

Ge-

Gemäßheit eines ihm geschehenen Vorschlages, sondern aus eignem, durch Gnade gemilderten Gerechtigkeitstriebe, eine Erklärung bekannt, durch welche allen, die binnen einer bestimmten Zeit zu ihren Pflichten zurückkehren, unbedingte Vergebung zugesagt, jeder ohne Ansehn der Person aber mit der Strenge der Gesetze bedrohet wird, der es darauf wagen will, sie über sich ergehen zu lassen; er verbiete endlich den Parlementern, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen; glauben Ew. Majestät, daß jemand sich unterfangen werde, gegen die höchste Gewalt sich aufzulehnen nach einer in den ersten Tagen einer neuen Regierung erlassenen Declaration, von welcher man weis, das sie den Monarchen selbst zum Urheber hat? Gesetzt, irgend einer wäre, durch das Beyspiel des Vergangenen gereizt, kühn genug, Unruhen zu erregen; so muß man alsdenn sich nicht darauf einschränken, ihn in Verhaft zu ziehen, sondern man muß ihm vom Parlemente selbst nach den Gesetzen des Reichs den Prozeß machen lassen. Das sind, allergnädigste Frau, die einfachen Mittel, durch deren Anwendung Sie aus aller Verlegenheit gerissen, und Ordnung und Ruhe hergestellet werden können. Die Volljährigkeit des Königs ist ein der höchsten Gewalt kostbarer Zeitpunkt, den man nicht unbenutzt lassen

darf;

darf; alles wird von den ersten Augenblicken abhangen. Man wird glauben einen neuen Herrn zu haben, und er wird es seyn, wenn er es seyn will, wenn die bisherigen Spieler sich hinter den Coulissen verbergen, und den König allein auftreten lassen; einige Worte, seine Mienen, seine Blicke werden mehr, als alle Unterhandlungen des Herrn Kardinals und der Minister, ausrichten. Ew. Majestät werden nun einräumen, daß ich nicht Unrecht habe, wenn ich wegen Unruhen, denen so leicht durch billige und gesetzmäßige Mittel abgeholfen werden kann, nicht sehr bekümmert bin. Freilich könnte es sich fügen, daß zwey oder drey Männer das Schicksal des Marschalls von Montmorency erführen. Das ist betrübt, aber es ist ein tausendfach geringeres Uebel, als die Verwirrungen, welche jetzt herrschen, als die Anarchie, als der Bürgerkrieg, und als die Schmälerung des Staatskörpers, die durch unsere einheimische Zwistigkeiten den Ausländern erleichtert werden kann.„

Ich konnte nicht in Abrede seyn, daß Senneterre vollkommen Recht habe, und die Königin war eben der Meynung. . . . . *)

Ein

*) Hier fehlen mehrere Blätter.

Ein lächerlicher Auftritt gesellete sich zu den wichtigen Angelegenheiten der damaligen Zeit, und gab dem Hofe, der Stadt, den Provinzen, und Europa Materie zu reden. Ich bemerkte seit einiger Zeit, daß der **Marquis von Jersey**, wenn er bey der Königin war, eine gewisse Leidenschaft verrieth. Er wurde schwermüthig und zerstreut, äusserte, wenn er sich wieder besann, eine nicht zu verkennende Zärtlichkeit, und ließ zugleich gegen den Kardinal einen Haß blicken, der zu verstehen gab, daß er eifersüchtig wäre. Die Königin schien nicht darauf zu achten, und fuhr fort, ihm gütig zu begegnen. Sein Betragen wurde von Tage zu Tage unzweydeutiger, und er ließ an die Königin Briefe gelangen, welche zwar keine förmliche Erklärungen enthielten, aber seine zärtliche Empfindungen doch deutlich genug zu erkennen gaben. Die Herzogin von Chevreuse, der an Scharfblick in Liebes-Sachen niemand gleichkam, merkte bald, daß Jersey eine angenommene Rolle spielte, und nur ein aufgestelleter Liebhaber wäre. Sie argwohnete gleich, daß man durch Benutzung seines närrischen Eigendünkels ihn dazu vermocht hätte, bey der Königin den Verliebten zu machen. Durch die Schwatzhaftigkeit eines Vertrauten wurde dieser Verdacht fast im Augenblicke seiner Entstehung

stehung in Gwißheit verwandelt; man zeigte der Königin Aufsätze von Briefen, die ihr allmälig zugeschickt werden sollten und dem jedesmaligen Grade der steigenden Leidenschaft entsprachen. Ich habe hievon genaue Umstände gewußt, die mir entfallen sind, aber ich erinnere mich noch, daß dieß Possenspiel im Pallaste des Prinzen von Condé ausgesonnen war. Man meynte, Jersey würde es bey der Königin weit genug bringen, um einigen Antheil an ihrem Vertrauen zu erhalten. Alsdenn konnte er, da er um die geheimen Gesinnungen der Königin gewußt hätte, der Partey des Prinzen nützlich werden, konnte nemlich sie von allem unterrichten, und dagegen die Königin, so oft die Umstände es erforderten, durch falsche Nachrichten hintergehen. Man hoffte, der Kardinal würde von seinem Ansehn verlieren, wenn Jersey auf das Herz der Monarchin einigen Eindruck machen könnte. So bald die Königin diesen angelegten Handel erfuhr, gerieth sie gegen Jersey'n in den heftigsten Zorn, so daß sie mir sagte, sie wollte ihn zum Fenster hinauswerfen lassen; und es kostete dem Herrn von Senneterre und mir viele Mühe, einen Augenblick Geduld von ihr zu erhalten, um über die Sache zu reden und die Gründe von Jersey's Betragen aus einander zu setzen. Ungeach-

geachtet Jersey mir ganz gleichgültig war, stellete ich doch der Königin vor, daß er ja nur als Werkzeug anderer handle und daher im Grunde mehr lächerlich als strafbar sey, daß es der Mühe nicht lohne, die Sache laut und öffentlich zu rügen, daß dieß auch wol kaum mit Anstande thunlich wäre, und daß es gelindere und zweckmäßigere Mittel gäbe, diese Intrigue zu Schanden zu machen. Ich unterstützte meinen Rath durch verschiedene Betrachtungen, die Eingang zu finden schienen; allein die Königin wollte sich an Jersey und an dem Prinzen von Condé rächen, und wie konnte sie ihre Rachbegier befriedigen, wenn sie sich stellete, als ob sie die unverschämte List nicht merkte? „Wenn ich, sprach sie, fortfahre, Jersey'n gut zu begegnen, so gewinnt es ja das Ansehn, daß ich ihn in seiner Unbesonnenheit stärke; das Publikum, dem dieß nicht lange verborgen bleiben wird, muß alsdenn glauben, daß die Zudringlichkeiten dieses Menschen mir angenehm wären.„ — Unter diesen Aeusserungen gerieth ich auf einen glücklichen Ausweg, die Königin von ihrer Furcht zu befreyen, uud das Lächerliche der ganzen Scene auf Jersey'n zu wälzen, ohne daß man im geringsten nöthig hätte, Lerm über die Sache zu machen. Die Königin hatte eine Närrin bey sich, welche Königin

Mar-

Margarete genannt wurde, zimlich hübsch war, und immer in antikem und seltsamen Anzuge zu erscheinen pflegte. Dieß unkluge Mädchen, das der Königin zum Zeitvertreibe diente, hatte manchmal sehr glückliche Einfälle, nahm aber sich oft zu viel heraus, und schonete keinen, wenn es hiedurch seiner Gebieterin zu gefallen und ihrer Neigung zu schmeicheln glaubte. Margarete hielt sich gewöhnlich in einem kleinen an das Zimmer der Königin stoßenden Kabinet auf, und hier gingen manche Personen zu ihr hinein, um ihren Spaß mit ihr zu treiben. Nun schlug ich der Königin vor, ihr befehlen zu lassen, sie sollte Jersey'n zu sich hinein locken, und, wenn er allein mit ihr wäre, anfangen zu schreyen, als ob er ihr Gewalt anthäte, sollte dann in voller Bestürzung herausspringen, sich gegen die Königin über Jersey's Unverschämtheit beschweren, und ihre Erzählung mit Umständen verbrämen, die ihn in dem lächerlichsten Lichte darstelleten. „Der Marquis, setzte ich hinzu, wird von dem Augenblick an den Spöttereyen des ganzen Hofes ausgesetzt seyn. Ew. Majestät belachen den Vorgang, wie jeder anderer, und der Herr Kardinal liest unserm Abentheurer über die Unanständigkeit seiner Aufführung tüchtig den Text. Jedermann wird von Margareten sprechen, und glau-

glauben, daß Jersey bey seinen verliebten Schritten nur sie zum Augenmerk gehabt habe. Er wird zwar leugnen, kann aber keinen Beweis führen. Niemand wird sichs einfallen lassen, daß es ein angelegter Handel seyn könne, weil man unmöglich die Ursache davon errathen, noch sich etwas denken kann, das jene Thörin könnte bewogen haben, ein Mährchen von der Art zu erdichten. Ew. Majestät können sogar, nach Verlauf von einigen Tagen, wegen des Geredes über dieß Geschichtchen und auf die Vorstellungen des Herrn Kardinals, Jersey'n den Zutritt zum Louvre auf eine gewisse Zeit verbieten. Der Prinz von Condé wird sich seiner annehmen, und auf dessen Fürbitte lassen Ew. Majestät ihm Verzeihung wiederfahren.,, Dieß kleine Intermezzo würde seine volle Wirkung gehabt und die Königin durch Jersey's Beschämung gerächet haben. Mein Vorschlag wurde genehmigt; aber die Königin konnte sich nicht zwingen. Noch denselben Abend stieß sie die größesten Schmähungen gegen Jersey'n aus, und am folgenden Morgen machte sie ihn im Beyseyn aller, die in ihrem Kabinet waren, aufs allerärgste herunter. ,,Sie spielen, sagte sie ihm, den Verliebten, Herr von Jersey; seht einmal den saubern Galan da! in Wahrheit, Sie verdienten ins Tollhaus gesetzt zu

werden.„ *) . . . . **)

Die Königin schien seit einiger Zeit mehr als jemals über das gebieterische Betragen des Prinzen von Condé aufgebracht zu seyn. Von seinen und seiner Partey Anfoderungen war kein Ende abzusehen, und ich bemerkte, daß es der Königin äusserst sauer wurde, ihm glimpflich zu begegnen. Die Sachen waren so weit gekommen, daß eins von beiden unvermeidlich schien, entweder den Kardinal aufzugeben, oder die Prinzen ihrer Freyheit zu berauben; und es war überwiegend wahrscheinlich, daß der Kardinal dem Ungewitter weichen würde. Der Herzog von Orleans war im Grunde den Prinzen nicht sonderlich geneigt, diese kümmerten sich aber wenig darum, weil sie auf seinen Günstling la Riviere rechnen konnten, der seinen Herrn verrieth, und dessen Interesse es erfoderte, den Kardinal von den Geschäften entfernt zu sehen. La Riviere schmeichelte sich, den rothen Huth zu bekommen, den er dem Prinzen von Conti streitig zu machen sich unterstanden hatte, und er gab die Hoffnung nicht auf, als Minister, mit dieser Würde bekleidet, Mazarini's Platz einzunehmen.

*) Frau von Motteville erzählt dieß mit eben den Worten.

**) Hier ist eine Lücke.

men. Die Kardinalswürde wurde als ein Mittel, an die Spitze der Staatsangelegenheiten zu kommen, vom Châteauneuf, vom Koadjutor und von la Riviere eifrig gesucht. Der rothe Huth gibt den höchsten Rang, und die Macht scheint der Ehrerbietigkeit folgen und demjenigen zu Theil werden zu müssen, der den übrigen vorgeht. Ich glaubte eine Zeitlang nichts weniger, als daß der Kardinal es wagen würde, die Prinzen in Verhaft nehmen zu lassen, und meiner Einsicht nach haben die Spöttereyen und die wegwerfenden Aeusserungen des Prinzen von Condé mehr noch als die Furcht vor seiner Macht dazu beygetragen, daß man den Entschluß faßte, zu diesem äussersten Mittel zu schreiten. Die ungerechtesten, ja selbst grausame Behandlungen haben vielleicht nicht so viele Revolutionen veranlaßt, als durch ein verachtungsvolles Betragen erzeugt worden sind. Kein Haß ist unversöhnlich, so lange die Eigenliebe ungekränkt bleibt. Die Erinnerung an ausgestandene Leiden erlischt mit der Zeit, oder verschwindet mit ihnen; Verachtung aber ist ein bitterer Trank, der immer wieder aufstößt. Die Jersey'sche Posse hatte die Königin bis zur Wuth gegen den Prinzen von Condé gereizet. Die Schleuderer schürten dieß schon heftig lodernde Feuer immer mehr an, und der Koadjutor hatte

vollends nicht Lust, es zu dämpfen. Feind des Prinzen von Condé, und in noch höherm Grade Freund von auffallenden Unternehmungen und gewaltsamen Maaßregeln, hatte er mit der Herzogin von Chevreuse den Plan zur Verhaftung des Prinzen verabredet. Die Neigung der Königin für den Kardinal Mazarini war um diese Zeit lebhafter, als vielleicht jemals. Die Vorstellung, sich von ihm zu trennen, konnte in ihrer Seele nicht Platz gewinnen, und sie sahe wol ein, daß die Beybehaltung ihres Ministers mit dem Ansehn, das Condé sich herausgenommen hatte, unvereinbar wäre. Hätte sie ihrem Herzen ein so großes Opfer abnöthigen können, so würde man bald die Entlassung der Unter-Minister von ihr erpocht haben; Condé hätte alsdenn statt des durch ihn zerstäubten Ministeriums eins nach seinem Gefallen errichtet, und wäre in der That Regent geworden. Die Sorge für die Behauptung der obersten Gewalt kam also dem besondern Interesse, das die Königin in Ansehung des Kardinals hatte, nicht wenig zu statten. Der Marquis von Noirmoutier, und Herr von Laigues, Liebhaber der Herzogin von Chevreuse, wurden durch ihre gegen den Prinzen von Condé gereizte Empfindlichkeit getrieben, die gewaltthätigsten Maaßregeln zu entwerfen, und solche, wenn sie die Umstände

für

für günstig zur Ausführung hielten, in Vorschlag zu bringen. Haß, Staatsklugheit, Rachsucht, und eine Menge eigennützigen Absichten vereinigten sich zur Bewirkung des Entschlusses, die Prinzen gefangen zu setzen. Die Sache blieb, ungeachtet ziemlich Viele darum wußten, verschwiegen, und der Umstand, daß man sie gegen la Riviere'n geheim hielt, zeigte, daß dieser Mann alles Vertrauen verloren hatte, und war der Vorbote seines schleunigen Falles. Die Herzogin von Longueville war eben bey mir, als ein Hofjunker des Prinzen von Conti fast athemlos gelaufen kam, ihr die Nachricht zu bringen, daß die Prinzen in Verhaft genommen wären. Sie that einen lauten Schrey, und fiel in Ohnmacht. Alle Anwesenden geriethen in Bestürzung. Man ängstete sich, fragte nach den Umständen, brachte Zweifel auf die Bahn, grübelte über die Ursachen, und weissagte schreckliche Folgen. Niedergeschlagenheit nnd Entwürfe zur Rache bemächtigten sich der Gemüther wechselsweise, aber zu einem vesten Entschlusse konnte man nicht kommen. Gleichwol war keine Zeit zu verlieren, und ich zweifelte nicht, daß in kurzem Befehle zur Verhaftung der Herzogin von Longueville erscheinen würden. Der Herzog von la Rochefoucault langte in dem Augenblick an, als sie anfing, den Gebrauch ihrer Sinne wie-

der zu bekommen. Thränen, Schluchzen, harte Reden gegen die Königin, Verwünschungen gegen den Kardinal, waren die Mittel, wodurch sie ihrem Schmerz Luft machte. Der Herzog von Rochefoucault stellete ihr vor, daß sie die kostbare Zeit verschwende, und daß er selbst große Gefahr laufe. Jeder Neuankommende verdoppelte das Schrecken durch seine Berichte, und man fürchtete, daß meine Wohnung besetzt werden würde. Nicht ohne Mühe brachten wir endlich die Herzogin dahin, auf ihre Sicherheit zu denken. Sie wurde in ihren Wagen mehr getragen, als geführet. Ich begleitete sie bis zu einem kleinen Hause in der Vorstadt Saint-Germain, wo sie gegen die Nachforschungen gedeckt war, bis eine ruhigere Fassung ihr verstattete, ihre Situation in Ueberlegung zu ziehen und für ihre weitere Sicherheit zu sorgen. Ihre Unterredung mit dem Herzoge von la Rochefoucault, den sie nun bald verlassen mußte, war sehr rührend. Man hat dem Herzoge nie viel feines Gefühl zugetrauet; vielleicht aber war seine Leidenschaft für die Herzogin von Longueville aufrichtiger und feuriger, als man geglaubt hat, oder vielleicht hatte die durch diesen Vorfall erzeugte heftige Unruhe seine Seele zur Zärtlichkeit gestimmt, genug, es läßt sich nichts Rührenderes denken, als diese Unterredung. Es gibt Um-

stände,

stände, unter welchen man unbekümmert darum ist, ob etwas ganz schicklich sey, oder nicht. So auch hier; alle beide, einzig mit ihren Empfindungen beschäftigt, achteten nicht im mindesten darauf, daß sie von Zeugen umgeben waren. Der Herzog setzte sich, um seine Gebieterin in Sicherheit zu bringen, vielen Gefahren aus. Er begleitete sie mit einer ansehnlichen Bedeckung bis in die Normandie; eine Viertelstunde längern Aufschubes würde ihre Abreise unmöglich gemacht haben; sie wurden auf ihrem Wege verfolgt, und hatten es einem, einem Wunder ähnlichen Zufalle zu danken, daß sie den Reitern der Königin glücklich entkamen.

Ich stand mit der Herzogin von Longueville und dem Prinzen von Condé in ziemlich genauen Verbindungen, und die Theilnehmung, welche das Unglück eines durch seine Verdienste und große Eigenschaften mehr noch, als durch seinen Rang erhabenen Mannes wirket, hatte mir ein großes Verlangen eingeflößet, ihm nützlich zu werden. Ich sahe ausserdem, daß seine Gefangennehmung den Unordnungen nicht abgeholfen hatte, daß der Faktionsgeist nach wie vor alle Stände beherrschte, und daß die oberste Macht zu keinem größern Ansehn gelangt war. Der Kardinal Mazarini hatte in seinem ganzen Wesen etwas mit der öffentlichen

Achtung unverträgliches an sich; diese Art von Geringschätzung eben, die er erregte, und die in seinem Mangel an Geisteswürde und in der ihm eigenthümlichen Habsucht gegründet war, hat viel zu den Unordnungen beygetragen. . . . . Ich ließ es mir eifrigst angelegen seyn, dem Prinzen von Condé von dem, was täglich vorging, genaue Nachricht zu ertheilen; ich gab ihm so gar Mittel an die Hand, seine Bande zu zerreissen. Seine Familie und seine Anhänger schoneten kein Geld, und die Vorstellung von seinem Ruhm und seiner Größe hat vielleicht noch kräftiger als der Eigennutz auf die untergeordneten Mithelfer gewirket. Ich ließ Billete in ausgehöhlten Thalern an ihn gelangen. Der Koch des Gouverneurs von Vincennes wurde gewonnen; in Hasen und jungen Hühnern wurden Briefe überschickt; ja ich spielte ihm, was kaum glaublich scheinen wird, Degen und Pistolen in die Hände; sie wurden in Holzklüffte gesteckt, die mit einem, jedem, der nicht darum wußte, unbemerkbaren Kreuze gezeichnet waren. Zweymal schmeichelte ich mich mit der Hoffnung, die Prinzen sollten vermittelst der Leute, die man bestochen hatte, und der Waffen, in deren Besitze sie waren, sich ihre Freyheit verschaffen; ihre Wegführung nach Havre de Grace vereitelte diesen Entwurf und machte

alle

alle unsere Maaßregeln zu Schanden. Nunmehr sahe ich ein, daß man solche ungewisse Mittel zu ihrer Rettung aufgeben, und sie durch den Willen des Hofes von der Gefangenschaft befreyen müsse. Ich stellete daher dem Kardinal vor, sein eigner Vortheil erfodere es, ihnen die Freyheit zu schenken; der Prinz von Condé werde, als Gegner der Schleuderer, der er wäre, eine Zeitlang eine Stütze für ihn werden; es sey doch auch leichter und weniger gefährlich, Prinzen einige Gefälligkeiten zuzugestehen, als, sich von einem Haufen geldgieriger und ehrsüchtiger Leute, die man mit allen Schätzen und Ehrenstellen des Staats nicht würde befriedigen können, Gesetze vorschreiben zu lassen. Diese Gründe und meine dringenden Bitten waren ganz fruchtlos; und nun machte ich einen Entwurf, dessen Ausführung unüberwindliche Schwierigkeiten gegen sich zu haben schien. Es kam nemlich auf nichts geringeres an, als, alle Parteyen zum Besten der Prinzen zu vereinigen.

Als ich meinen Plan einigen zuverlässigen Personen mittheilete, war der Koadjutor der einzige, der mich verstand, und den Unterschied zwischen dem Ausserordentlichen und dem Unmöglichen gehörig beachtete. Ich erinnere mich noch, daß ich folgende Worte zu ihm sagte:

„Sie haben den Prinzen von Condé gefangen gesetzt, er sollte also wol Ihr unversöhnlicher Feind seyn; Sie haben der Königin treue und sehr nützliche Dienste geleistet, man sollte also glauben, sie werde Ihnen dafür dankbar bleiben. Aber seyen Sie versichert, daß der Prinz Sie nicht hasset. Er sieht ein, daß Sie die Ihnen gebührende Rolle gespielt haben, und betrachtet Sie als einen feindlichen Heerführer, der seine Stellung benutzt hat. Die Königin hingegen verzeihet im Herzen es Ihnen nicht, daß Sie sich eine Gewalt angemaßet haben, zu welcher sie ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen gewesen ist. Vervielfältigen Sie Ihre Dienste, und sie wird Sie um so mehr hassen, je größer ihre Verbindlichkeit gegen Sie seyn wird. Wenn Sie die Befreyung des Prinzen befördern, so wird er das Vergangene vergessen. Er kann es sich nicht verhehlen, daß er Sie genöthiget hat, ohne Schonung gegen ihn zu verfahren, und er wird Ihnen für Ihren Edelmuth Dank wissen; man wird Ihre zu seinem Vortheil angewendete Geschicklichkeit rühmen. Sie sind nicht sein Unterthan, und da Ihr Ansehn ihm nicht im Wege steht, so werden die Dienste, die Sie ihm werden geleistet haben, keine unangenehme Empfindung bey ihm zurücklassen. Es ist eine sonderbare Lage, gegen diejenigen, denen man

Dienste erweiset, auf seiner Hut seyn zu müssen, und nur von denjenigen, die man verfolgt hat, Dankbarkeit hoffen zu dürfen; diese Lage ist gleichwol die Ihrige; überlegen Sie es.„ —

Der Koadjutor gab meinen Gründen nach. Ich sagte ihm darauf noch, daß er auch auf die Erlangung des Kardinalshuts ernstlich bedacht seyn müsse, daß diese Würde sowohl seine Achtung, als seine Sicherheit bevestigen werde, und kurz, ich bot ihm die Nomination meiner Schwester Maria, Königin von Polen, an. Der Koadjutor ließ sich in dieser wichtigen, die Befreyung der Prinzen betreffenden Angelegenheit gewissermaßen durch meine Rathschläge lenken. Man mußte fast alle Parteyen hintergehen, um sie zu einerley Ziele zu führen. Besonders kam viel darauf an, daß der Hof nicht den mindesten Verdacht schöpfen möchte, daß die Schleuderer zum Besten der Prinzen wirksam wären. Alle Augenblicke schrieb man den Schritten, welche die verschiedenen Parteyen unternahmen, andere Absichten zu. Einige meynten, es sey bloß auf die Vertreibung des Kardinals angesehen, andere, man wolle die Prinzen in Freyheit setzen. Man durfte, je nachdem einer gesinnet war, nur eine von diesen beiden Aussichten eröffnen.

Ich

Ich lag, als diese Unterhandlungen im stärksten Gange waren, im Wochenbette, und war, da ich eine Zeitlang das Zimmer nicht verlassen durfte, sehr unruhig, aus Furcht, daß Personen von entgegengesetzten Gesinnungen, die gleichwol alle nach der Ehre trachteten, der Sache den Ausschlag zu geben, bey mir zusammentreffen möchten. Mein Plan wäre vereitelt worden, wenn diese Personen erfahren hätten, wie viel Theil jede von ihnen an der Ausführung etwa hatte; das ist nicht das einzige Mal, daß ich die Erfahrung gemacht habe, daß die vorsichtige Behandlung der Eigenliebe und der Ansprüche der Eitelkeit größere Mühe, als die Ausgleichung der wichtigsten Streitfragen, in den Geschäften verursacht. Die Frau von Rhodes, deren Betreibsamkeit, wenn es aufs Intrigiren ankam, unermüdlich war, betrug sich bey diesen so vielfachen Bewegungen ganz ihrem Charakter gemäß; sie unterhandelte auf allen Seiten, hatte den Schlüssel zu den geheimen Schriften aller bey den verschiedenen Parteyen in Ansehen stehenden Leute, rannte Tag und Nacht, so daß es unbegreiflich ist, wie sie alle ihre persönliche Bestellungen und ihre Schreibereyen hat bestreiten können. Ihre Unterhandlungs- und Verkleidungssucht hat mich einmal in eine sehr seltsame Verlegenheit gesetzt; die Erzählung

lung davon wird Sie belustigen, daher will ich sie Ihnen zum Besten geben: Die Frau von Rhodes kam eines Abends zu mir, als Augustiner verkleidet, damit der Siegelbewahrer, der gegen mich eingenommen war, nicht erfahren möchte, daß sie mich gesprochen hätte. Um bequemer und leiser mit mir reden zu können, setzte sie sich auf die Kniee neben mein Bette nieder. Eine meine Kammerfrauen, die vor einigen Stunden ausgegangen und jetzt zurückgekommen war, bildete sich ein, ich hätte geklingelt, und eilte daher in mein Zimmer. Durch die Stellung der Frau von Rhodes, und durch das Leisesprechen, wovon sie kein Wort verstand, wurde natürlicher Weise ihre Einbildungskraft gespannet. Da bey den Umständen, in welchen ich war, schleunige und gefährliche Veränderungen nicht sehr ungewöhnlich sind, so gerieth sie in panisches Schrecken. Sie stellete sich vor, ich sey durch einen hinzugekommenen unvermutheten Zufall tödtlich krank geworden, und man habe deswegen meinen Beichtvater holen lassen. Sie meynte gar, die Gebete für Sterbende hersagen gehört zu haben, fing an zu heulen und zu schreyen, und brachte das ganze Haus in Bewegung. Das Fräulein von Averjean, das ich als Gesellschaftsdame bey mir hatte, ein sehr frommes Mädchen, trat zuerst herein,

und

und warf, von eben dem Schrecken ergriffen, sich auf die Kniee und fing an zu beten. Bald darauf wurde mein Zimmer mit meinen Kammerfrauen, Hofbedienten und Edelknaben angefüllet, die durch klägliches Gewinsel ihre Theilnehmung an meinem Zustande zu erkennen gaben. Die Frau von Rhodes wäre vor Angst, und vor Furcht erkannt zu werden, beynahe ohnmächtig geworden; sie verbarg sich hinter die Vorhänge und hielt ihr Schnupftuch vor das Gesicht. Bey aller der Verlegenheit, in der ich mich befand, konnte ich mich nicht enthalten, laut aufzulachen. Als ich reden wollte, war ich nicht im Stande, mir Gehör zu verschaffen; man sahe das Lachen, womit ich meine Worte unterbrach, für die Wirkung von Fantasie oder von Krämpfen an, und das Schluchzen und Weinen nahm nur desto mehr überhand. Endlich rief ich einen meiner Leute, in den ich viel Vertrauen setzte, zu mir, und verständigte ihm, wiewol mit Mühe, daß ich mich vollkommen wohl befände, und daß der Mönch, den er an meinem Bette sähe, mich wegen eines beträchtlichen Ersatzes habe allein sprechen wollen. Ich befahl ihm, ihn zurück an eine Miethkutsche zu führen, wo einer seiner Mitbrüder, der ihn herbegleitet habe, auf ihn warte. Dieser angebliche Bruder war der begünstigte Liebhaber

der

der Frau von Rhodes; den Siegelbewahrer hatte sie nur zum Anbeter angenommen, um bey den wichtigen Verhandlungen, in denen sie so gern eine glänzende Rolle spielen mochte, Vortheile durch ihn zu erhalten. Da es beynahe Nacht war, so kam die Frau von Rhodes, die immer noch ihr Schnupftuch vor den Mund hielt, unerkannt davon. Noch den Abend war in ganz Paris die Zeitung verbreitet, daß ich an Todes Enden läge oder gar schon gestorben wäre; und zweyhundert Personen erkundigten sich in meiner Wohnung mit bedeutungsvoller Miene nach meinem Befinden. Viele glaubten, als sie die Antwort erhielten, ich wäre recht wohl, daß man meinen Zustand nur verhehlen wollte. Erst, nachdem ich den Koadjutor und den Herzog von Beaufort vor mich gelassen hatte, gelang es mir, ein Gerücht, das durch eine so lächerliche Veranlassung entstanden war, ganz zu entkräften.

Damals hielt der Herzog von Rochefoucault sich in Geheim bey mir auf; er war nach Paris gekommen, um sich mit dem Kardinal in Unterhandlung einzulassen, und seine Gesinnungen stimmten mit den meinigen überein. Er wünschte, daß die Loslassung der Prinzen die Folge eines freywilligen Entschlusses des Hofes seyn möchte. Zu dem Hasse, den er gegen den Koadjutor und die Schleuderer

hegte,

hegte, geselleten sich Begriffe, die auf Ehrsucht und Eigennutz gegründet waren. Er sahe wol ein, daß er sich alles vom Hofe versprechen dürfe, wenn die Befreyung der Prinzen und ihre Aussöhnung mit der Königin sein Werk wäre. Seine Unterhandlungen liefen fruchtlos ab; der Kardinal hielt ihn eine Zeitlang hin, und gab ihm nur entfernte und ungewisse Hoffnungen.

Bey so mancherley sich unter einander durchkreuzendem Interesse war es sehr schwer, den Prinzen auf eine wirksame Art Dienste zu leisten. Jeder suchte nur seinen eignen Vortheil, und hätte sie lieber zehn Jahre im Gefängniß gelassen, als zu ihrer Erlösung beygetragen, wenn die Gegenparthey dadurch gewinnen sollte. Auch wollte jeder ihre Befreyung auf seine Weise. Der erste Präsident, der ein Feind von gewaltsamen Maaßregeln und vom Bürgerkriege, unveränderlich in seinen Grundsätzen war, und an den hergebrachten Förmlichkeiten klebte, wünschte aufrichtig ihnen beförderlich zu werden, aber das sollte durch gerichtliche Wege geschehen. Der Koadjutor, der meinem Entwurfe mit Eifer beygetreten war, hatte durchaus entgegengesetzte Gesinnungen. Er wollte durch die triumphirende Rückkehr der Prinzen den Kardinal Mazarini auf immer ins Verderben stürzen, und war um

die

die Prinzen selbst wenig bekümmert. Den Hof zu hintergehen, ihn in seine eigene Schlingen zu verwickeln, den Prinzen von Condé durch den Dienst, den er ihm würde geleistet haben, sich auf ewig zu verbinden, alle Parteyen für ihn zu gewinnen, den rothen Huth keck zu ertrotzen, seine Maitresse mit einem Prinzen von Geblüt zu vermählen, das waren die Absichten des von allen Leidenschaften trunkenen Koadjutors, den Haß, Liebe und Eitelkeit allgewaltig beherrschten. Der Herzog von Orleans, der nichts ganz seyn konnte, blieb dem Geheimnisse nicht völlig treu. Er ließ von den Bemühungen der Schleuderer bey den Anhängern des Prinzen von Condé sich etwas verlauten. Ich stellete ihm die Folgen dieser Unbesonnenheit lebhaft vor, aber er rechnete dagegen es hoch an, daß er seine vermittelst der Schleuderer mit der Prinzenpartey gepflogene Unterhandlungen nicht ausgeplaudert hatte. Er wußte sich mit dieser Verschwiegenheit sehr viel, und ich konnte mich nicht enthalten, zum Koadjutor zu sagen: „Die Last drückte den Herzog zu schwer, und ihm ist nun etwas besser zu Muthe, nachdem er der Hälfte des Geheimnisses sich entlediget hat.„ Man mußte diese Unvorsichtigkeit gut machen, und den Folgen derselben vorbauen. Ich konnte das nicht anders bewerkstelligen, als dadurch, daß

ich dem ersten Präsidenten im Vertrauen beybringen ließ, der Herzog von Orleans hätte den Marschall von Grammont zum besten, und bände ihm erdichtete Geheimnisse auf.

Man entwarf bey mir eine Bittschrift ans Parlement im Namen der Prinzessin von Condé. Sie wurde einige Tage nachher übergeben, und dieser Schritt, den das Parlement gut hieß, setzte den Hof in Verlegenheit. Ich sahe jetzo gewissermaßen alle Parteyen, vermittelst des Vertrauens, das sie in mich setzten, von meiner Willkühr abhangen; ich hatte sie, so zu reden, alle am Seil, und setzte sie nach meinem Gefallen in Bewegung. Ich flößete dem Parlement ein Gutachten oder Vorstellungen ein, und dictirte die Antwort des Hofes. Ich that der Hitze des Koadjutors Einhalt, oder ließ ihr freyen Lauf. Ich fand endlich Mittel, die Trägheit des Herzogs von Orleans zu besiegen, und seiner Unentschlossenheit eine gewisse Richtung zu geben.

Dieser letztere äusserte einigen lauen, unbestimmten Willen, ins Parlement zu gehen, und verschiedene glaubten, daß das von ungemeiner Wirkung seyn würde. Ich sagte zur Frau von Rhodes und zur Herzogin von Chevreuse, sie möchten diese Meynung aufs Tapet bringen, sie würde gewiß nicht nach des Herzogs Geschmacke seyn, und ich würde mich

gegen sie erklären. „Hier sind, setzte ich hinzu, meine Gründe: Geht der Herzog jetzo, da die Gemüther noch nicht erhitzt genug sind, ins Parlement, so wird seine Dazwischenkunft nicht entscheidend seyn, und es steht zu befürchten, daß die Königin, wenn sie die Wolke durch die allemal Respekt gebietende Gegenwart der zweyten Person des Staats sich mehr schwärzen sieht, unverzüglich den Ausweg ergreife, den König aus der Hauptstadt fortzubringen, und der Herzog, der noch nicht weit genug gegangen ist, wird alsdenn nicht umhin können, ihr zu folgen. Lassen Sie uns den Herzog aufsparen für den Zeitpunkt, wenn das Parlement stärker erhitzt seyn, wenn es Schritte unternommen haben wird, die den Hof noch mehr werden aufgebracht haben. Alsdenn zeige Er sich dem Parlemente, er wird da wie ein Schutzengel aufgenommen werden; die Gegenwart des Statthalters des Staats wird alles Geschehene heiligen, und wird Muth einflößen, keine Mäßigung weiter zu beobachten. Der Herzog hat sich alsdenn mit dem Parlemente zu tief eingelassen, weil er alle Schritte desselben genehmiget hat; er wird die Sachen zu weit getrieben finden, um jetzt zurückgehen zu können, wird also dem Könige nicht folgen, und die Königin wird es nicht wagen, Paris ohne ihn zu verlassen; das wäre eine zu große

Unvorsichtigkeit von ihr, den Oheim des Königs mitten unter den Feinden desselben zu lassen, zu einer Zeit, da die Prinzen im Gefängnisse sind, sie also in den Augen des Volks und der Justizhöfe aller natürlichen Stützen des Thrones beraubt wäre.„ Der Herzog von Orleans erschrack, so bald er hörte, daß er ins Parlement gehen sollte; er wendete sich gegen mich, und ich erklärete, daß das nicht meine Meynung wäre. Er schöpfte wieder Athem, so bald er diese Worte vernommen hatte. Ich bestand darauf, daß die persönliche Erscheinung des Herzogs für einen entscheidenden Augenblick aufbehalten werden müsse. „Die Hitze des Parlements, sagte ich, wird gewiß immer steigen; man muß sie anfachen, und wenn der Herzog sich zeigt und mit dem Parlemente vereinigt, so wird der Hof, der noch immer bis zur Entschliessung des Herzogs einige Hoffnung genähret haben wird, genöthiget seyn, nachzugeben. Da die Freyheit der Prinzen in diesem Augenblick errungen seyn wird, so werden sie solche dem Herzoge schuldig zu seyn glauben. So verhält sichs alsdenn auch in der That, und so ists der Ordnung gemäß.„

Der Herzog von Orleans konnte kein Ende finden, meine Geschicklichkeit und die Stärke meiner Einsicht zu loben, die, wie er sagte, der Gabe der Weissagung nahe käme. Er

war,

war, wie Sie leicht denken können, so zufrieden mit mir, nicht sowohl deswegen, weil mein Rath gut war, als vielmehr, weil er seiner Unthätigkeit zu statten kam.

Es kostete mir nicht wenig Mühe, so verschiedene, einander entgegen arbeitende Wünsche einigermaßen in Linie zu halten; die Befreyung der Prinzen war das Ziel, nach welchem ich unabweichlich strebte, und das konnte auf keine andere Weise als vermittelst einzelner Traktaten erreicht werden.

Die Herzogin von Montbazon war mir sehr behülflich; ich konnte nicht mit mir einig werden, welche Lockspeise ich ihr, um sie vest zu halten, vorwerfen sollte. Das Interesse des Herzogs von Beaufort machte nur mäßigen Eindruck auf ihr Herz, da sie seiner, welche Partey er auch ergreifen mochte, vollkommen gewiß war. Sie besaß eine unumschränkte Gewalt über ihn, und er machte sich eine Ehre daraus, ihren Liebhaber vorzustellen, da er von Natur nicht sonderlich geneigt war, sich von der Wirklichkeit zu vergewissern. Ich bot ihr unterschiedliche Vortheile an, und brachte so gar die Vermählung ihrer Tochter mit dem Prinzen von Conti in Vorschlag. Sie foderte aber ganz treuherzig Geld, und wir wurden einig, daß sie, so bald die Prinzen in Freyheit seyn würden, hundert tausend Thaler be-

kommen sollte. Die Frau von Rhodes machte eben so handgreifliche Bedingungen; sie dung sich hundert tausend Livres und ein Gouvernement für ihren Liebhaber aus. Die Herzogin von Chevreuse erhielt das Versprechen, daß ihre Tochter an den Prinzen von Conti vermählet werden sollte. Gegen die Verabredung dieser Heyrath hatten verschiedene viel einzuwenden. „Nimmermehr, sagten sie, wird der Prinz von Conti und seine Familie sich entschließen, daß er ein Mädchen nehme, das mit dem Koadjutor ganz öffentlich in der engsten Vertraulichkeit lebt.„ — „Ihr kennet, antwortete ich, den Parteygeist nicht; er hat das Eigenthümliche, daß er den zweydeutigen Handlungen alle Flecken benimmt, und alle Fehler mit dem Mantel der Liebe bedeckt; ich stehe dafür, daß, wenn die Heyrath nicht zu Stande kommt, die Aufführung der Prinzessin von Chevreuse nicht die Ursache davon seyn wird.„

Es versteht sich von selbst, daß der Kardinalshuth durch die einstimmige Meynung aller Parteyen dem Koadjutor versichert würde; dem Herzoge von Orleans endlich ward zu seiner Abfindung die Connétable-Stelle versprochen.

Kurz vorher, ehe unter den Schlenderern alles in Richtigkeit gebracht und beschlossen wurde,

wurde, glaubte ich noch einen Versuch bey dem Kardinal Mazarini machen zu müssen. Ich schickte Bertet an ihn; der wurde aber kaum angehöret. Zuletzt redete ich selbst mit ihm und wandte alles an, um ihn zu einer günstigen Entschließung zu bringen. Beym Abschiede äusserte ich mich gegen ihn so: „Noch steht es bey Ihnen, sich durch die Loslassung der Prinzen, die man in kurzem von Ihnen erzwingen wird, ein Verdienst zu erwerben. Ich kann nur in der dunkeln Sprache der Orakel zu Ihnen reden, aber nie hat eins so untrüglich gesprochen; die Prinzen werden das Gefängniß, und Sie den Hof verlassen.„ Diese Worte machten ihn auf einen Augenblick betroffen; darnach scherzte er über den prophetischen Ton meiner Unterredung, und wir schieden auseinander, ohne das Geringste beschlossen zu haben. Wenige Tage nachher dachte er ohne Zweifel meinen wiederhohlten dringenden Vorstellungen, und dem zuversichtlichen Tone nach, der in meinen Rathschlägen herrschte, welchen die Betrachtung, daß ich aufrichtig zu verfahren gewohnt war, Gewicht bey ihm verschaffte. Ohne auf sichere Spuren kommen zu können, fand er es doch überhaupt glaublich, daß geheime, mir bewußte Anstalten vorgekehret würden, die ihm zum Nachtheile gereichen könnten.

Bertet mußte mich in seinem Namen bitten, ich möchte mein ganzes Ansehn dahin verwenden, daß die Erfüllung meiner Prophezeyungen auf eine Zeitlang verschoben würde. Ich gab ihm Friedensversicherungen, aber nur bis zu einem kurzen Termine. Ich wurde bald inne, daß er bloß gesucht hatte, die etwan obschwebende Gefahr zu entfernen, damit er Zeit gewänne, sich von ihrer Wirklichkeit zu überführen. Er beharrete auf seiner Widersetzlichkeit gegen die Befreyung der Prinzen, und ich ließ mirs nun angelegen seyn, die Ausführung meines Entwurfs vermittelst der Schleuderer zu beschleunigen.

Ich brachte es dahin, daß vier Traktate gezeichnet wurden. Ob ich es gleich in meiner Gewalt hatte, dem Prinzen von Condé zum Preise für seine Errettuug so viele Verbindlichkeiten aufzulegen, als ich gewollt hätte, so hielt ich es doch der Gerechtigkeit gemäß, ihm vollkommene Freyheit zu lassen. Im Vertrauen auf seine Großmuth und Erkenntlichkeit überließ ich es seiner Willkühr, sich, bey seiner Erledigung aus der Gefangenschaft, seinen Vortheilen sowohl, als seinen Neigungen gemäß zu entschließen. Was die Billigkeit mir eingab, stand dem Interesse keiner Partey im Wege. Abgedrungene Versprechen können niemand binden, und den Prinzen von Condé weniger als jedwe-

jedweden andern, weil ich niemand gekannt habe, dessen Geist und Charakter sich mehr als der seinige gegen alle Art von Abhängigkeit sträubte. Die Vermählung der Prinzessin von Chevreuse wurde jedoch ausgenommen, allein dem Prinzen blieb die Macht vorbehalten, die Sache abzubrechen, wenn er in Freyheit seyn würde . . . . *)

Die Königin in der Noth, und ich darf wol sagen Erniedrigung, worin sie war . . . . . **) Vertrauen als in den Marquis von Senneterre, einen Mann, welchen das Studiren der alten Schriftsteller, sein Nachdenken, seine Erfahrung, und eine seltene Durchschauungskraft fähig machten, einen Staat zu regieren. Aber eine entschiedene Gleichgültigkeit gegen das Gute und das Böse, sein feuriger Trieb zu den Vergnügungen in einem sehr hohen Alter, eine tiefe Verachtung der Menschen, eine unheilbare Trägheit, verstatteten nicht, von seinen Talenten anders, als zum Rathgeben, Gebrauch zu machen. Er befolgte nichts, und war nicht vermögend, irgend eine Sache durchzuführen; aber sein ungemein scharfer und sicherer Blick traf immer den rechten Punkt, um den es eigentlich zu thun war, und entdeckte ihm, in wie fern die

*) Hier ist eine Lücke.

**) Hier sind vier bis fünf Zeilen ausgelöscht.

die Leidenschaften, der Geist und die Gemüths-art eines jeden, der im Spiele war, eine Sache erschweren, oder erleichtern würden. Seine Lieblings-Wehre war die Verachtung, und er hielt sich überzeugt, daß die meisten Dinge von selbst zerflössen, wenn man ihnen nur nicht durch Widersetzen eine Consistenz ertheilete. „Ich habe, sagte er zu mir, in einem Küraß von gemuschtem Taffent mich allemal besser, als in dem eisernen befunden . . . . *) verwundernswürdigen der damaligen Zeit, einen Prinzen von Geblüt um ein Fräulein werben zu sehen, das für die Mätresse eines Priesters gehalten wurde. Die Königin wendete sich in den mißlichen Umständen an sie, um diesen Prälaten zu bestimmen, der seine genaue Bekanntschaft mit ihr keinesweges leugnete, eine Bekanntschaft, die von der Herzogin von Chevreuse begünstiget, von ihr selbst eingestanden wurde. Ich will Ihnen, um alles, was sie angeht, zu sagen, etwas noch seltsameres erzählen: Das Schicksal hatte diese Prinzessin für die Geistlichkeit bestimmt; ausser dem Kardinal von Retz hat sie den Abt Fouquet noch heftiger geliebt, und die Leidenschaft hat eine junge, schöne, reiche lothringische Prinzessin so weit fortgerissen, daß sie durch gesetzmäßige Bande die-

*) Hier fehlen einige Seiten.

diesem Abte anzugehören wünschte. Ich habe oft bemerkt, daß es sich mit den Faktionen eben so verhält, wie mit dem hohen Spiel und wie mit allen wichtigen Angelegenheiten, die die Zwischenräume dem Auge entrücken, und in Zeiten der Noth und der Berauschung alles ausgleichen. Ich habe in jenen Augenblicken der Unruhe, in größester Vertraulichkeit, mit der höchsten Achtung, und ohne mir einfallen zu lassen, daß ich etwas ungewöhnliches thäte, mit Leuten unterhandelt und geredet, die ich in ruhigern Zeiten nicht anders als in meinem Vorzimmer sprechen würde. Haben Sie sich niemals bey einer sehr kranken Person, deren Leben allen Umstehenden lieb war, befunden? In einer solchen Situation beschäftiget ein einziger Gedanke alle Gemüther, und dieser Gedanke macht alle die Personen, die einerley Interesse belebt, oder von denen jetzt Hülfe erwartet wird, einander gleich; dem Wundarzte, dem Wächter, den sorgsamen Bedienten, wird mit der größesten Vertraulichkeit begegnet. Gerade so ist es mit dem Parteygeiste; der erste Schritt der Annäherung wird dadurch gemacht, daß man unsern Gesinnungen beypflichtet.

Der Sieg bey Rhétel hob den Muth des Kardinals Mazarini, aber dieser Triumph war von kurzer Dauer. Der Kardinal war weit

weit entfernt, die Möglichkeit der Wiedervereinigung der Parteyen zum Vortheile der Prinzen zu muthmaßen, und dünkte sich über alle Besorgnisse erhaben. Ich machte vergebens, wie ich Ihnen gesagt habe, unterschiedliche Versuche, ihm die Augen zu öffnen, ohne jedoch das Geheimniß derjenigen in Gefahr zu setzen, welche, durch verschiedene Bewegungsgründe getrieben, das ihrige zur Bewirkung dieser großen Begebenheit beytrugen. Die Maaßregeln wurden mit so vieler Geheimhaltung genommen, der Haß der Schleuderer gegen die Prinzen lag so aufgedeckt am Tage, daß der Kardinal ihren neuen Gesinnungen nicht im mindesten auf die Spur kommen konnte. Man blies das Feuer von allen Seiten gegen ihn an, er konnte der allgemeinen Empörung nicht widerstehen, und sahe sich genöthiget, Paris zu verlassen. Jetzt fühlte er, wie gegründet mein Rath war, fühlte, daß ich besser als er selbst seine Lage gekannt hatte. Gleich nach seiner Ankunft in Saint-Germain schrieb er mir. „Ich habe, so drückte er sich aus, sehr unrecht gethan, Ihren Vorhersagungen nicht glauben zu wollen. Sie haben Ursache, sich Glück zu wünschen; die Prinzen werden in vier und zwanzig Stunden frey seyn, und das ist Ihr Werk. Hätte ich Ihnen geglaubt, so würden sie ihre Befreyung meinen

Fein-

Feinden nicht zu verdanken haben. Sie lieben die Schleuderer nicht, Sie haben sie zur Beförderung Ihres Zweckes benutzt, wie man Gifte unter ein heilsames Arzneymittel mischt. Gegenwärtig können Sie Ihrer Neigung für die Königin, die nicht ungehalten auf Sie ist, ohne Zwang folgen.„ Er ermahnte mich, der Königin mich gänzlich zu widmen, und das war meine Absicht.

Bald nachher wurden die Prinzen in Freyheit gesetzt. Man sahe mit der Ankunft des Prinzen von Condé den größesten Staatsveränderungen entgegen; die Königin war voll Empfindlichkeit und Bestürzung; es leidet keinen Zweifel, daß er alles unternehmen konnte.

Der Marquis von Sennecterre, der mit vollem Rechte das Auge des Hofes war, kam den Tag vor der Zurückkunft der Prinzen zu mir. Er konnte sein Schrecken nicht bergen. „Ich würde mich, sprach er, nicht wundern, wenn ich nach drey Tagen den Prinzen von Condé nebst dem Herzoge von Orleans im Besitze der Regentschaft sähe. Stadt, Parlement, sind für ihn, und alle Parteyen haben sich zu seinem Vortheile vereiniget. Es gibt keine Fronde mehr, sie ist mit der Partey des Prinzen von Condé zusammengeschmolzen. Der Minister ist auf der Flucht, die Königin ohne Stütze und ohne Rath.„ —

„Alles

„Alles das ist wahr, antwortete ich, aber gemeiniglich pflegen die Leute den entscheidenden Augenblick zu versäumen. Wenn der Prinz von Condé nicht gleich am Tage seiner Ankunft einen Hauptstreich, der den Begriff von seiner Macht aufs höchste treibe, vollführt, so wird es am folgenden Tage zu spät dazu seyn. Was meinem Vermuthen nach geschehen wird, ist dieses: Zu glücklich sich wähnend, wenn er der Gefangenschaft los werden könnte, hat der Prinz einzig und allein auf die Wiedererlangung seiner Freyheit gesonnen und an einen weiter gehenden Plan nicht gedacht. Er kann freylich alles unternehmen, aber er kennet seine Stärke nicht, weis nicht, daß die Furcht sich aller Gemüther bemächtiget hat; in zwey Tagen ist man seiner gewohnt, der Enthusiasmus ist dann verraucht, die Furcht gestillet. Seine Macht beruhet auf der Vorstellung; er wird davon keinen Gebrauch zu machen wissen. Der Prinz von Condé verabscheuet den Bürgerkrieg, Unterhandlungen sind ihm verdrüßlich, er ist gewohnt, mit dem Hofe säuberlich umzugehen; die kleineste Gefälligkeit, die man ihm bey seiner Loslassung gewährt, wird ihn schwankend machen, und die Furcht bey ihm erregen, daß er Gefahr laufen dürfte, schimärischen Entwürfen, die ihn von einem Haufen Leute, die

er

er haßt oder verachtet, abhängig machen würden, unzweifelhafte Vortheile aufzuopfern.„

Ich bin gut dafür, daß Senneterre, welchem meine Vermuthungen auffielen, unsere Unterredung der Königin ganz warm hinterbracht habe.

Was ich vorausgesehen hatte, geschahe. Der Siegelbewahrer wurde dem Hasse des Prinzen von Condé preisgegeben, und dieser trat auf die Seite des Hofes. Gleich anfangs hatte er Miene gemacht, sein der Herzogin von Chevreuse gegebenes Versprechen mit pünktlicher Treue erfüllen zu wollen; und die Ueberzeugung, daß er hiedurch dem Hofe unangenehme Stunden verursachte, bewog ihn, sich nicht davon zu entfernen. Geschahe es aus Leidenschaft für die Prinzessin, oder aus Verlangen, sich die Unterstützung einer starken Partey zu verschaffen, genug, der Prinz von Conti wünschte eifrig, diese Sache jetzt in Richtigkeit gebracht zu sehen . . . . *) Der Kardinal, der nie geglaubt hatte, daß etwas daraus werden sollte, gerieth gegen die Herzogin von Chevreuse in den heftigsten Zorn und gab ihr Schuld, die Königin betrogen zu haben. Er ging so weit, daß er in Gegenwart verschiedener Personen sagte, er wolle den Versicherungen einer galanten

*) Hier fehlen zwey Seiten.

lanten Frau — er bediente sich eines stärkern Ausdrucks — in seinem Leben nicht trauen. War der Hof dieser Verbindung wegen in Sorgen, so war es die Herzogin von Longueville noch mehr. Ihre Eigenliebe war schon im voraus gemartert durch die Aussicht, daß sie eine schönere und jüngere Person, als sie war, zur Nebenbuhlerin haben sollte, der sie auch im Range nachstehen müßte, so wie sie ihr in Ansehung der Bildung in allem Betrachte nachstand. Sie versäumte daher nichts, diese Heyrath rückgängig zu machen. Sie ließ der Königin und dem Kardinale durch Personen, die ihnen ergeben waren, Besorgnisse beybringen, über die Gefahr, welche damit verknüpft wäre, wenn das Haus Condé mit einer so ränksüchtigen und hinterlistigen Frau, wie die Herzogin von Chevreuse wäre, genau verbunden würde. Sie stellete vor, der Prinz von Conti, der an sich selbst wenig bedeute, aber doch immer Prinz von Geblüt sey, werde, wenn er mit dem ganzen Schmuck und Zubehör der Herzogin von Chevreuse, dem Geiste der Mutter, dem Gewichte, was ihre Schönheit der Tochter geben würde, ausstaffirt erschiene, zu großem Ansehn gelangen; werde dann nicht mehr so wohlfeil sich abspeisen lassen; kurz, er wäre eine Null, welcher die Partey der Herzogin von Chevreuse Ziffern vorsetzte, die ihr

Gül-

Gültigkeit geben würden. Die Königin und der Kardinal waren schon schwierig und unruhig. Man steckte sich hinter den Prinzen von Condé, und ließ es an den triftigsten Versprechungen nicht fehlen, um ihn zu bewegen, daß er sich dieser Verbindung widersetzen möchte. Das that er denn auf eine geräuschvolle, und zugleich unschickliche Weise, da er sich nicht einmal die Mühe gab, selbst mit der Herzogin von Chevreuse über die Sache zu sprechen. Der Präsident Viole mußte dieß thun, und mußte die Befehle der Königin als den Bewegungsgrund zu der veränderten Entschließung des Prinzen vorschützen. Das Betragen dieses Herrn war um so beleidigender, da er es in seiner Gewalt gehabt hatte, mit mehr Mäßigung und Anständigkeit die Sache abzubrechen. Die Herzogin von Chevreuse hatte ihm kurz nach seiner Befreyung vorgestellet, daß sie ihn an Versprechungen, die während seiner Gefangenschaft geschehen wären, nicht gebunden halte, und hatte sich erboten, ihm sein Wort zurück zu geben. Weil er aber damals Willens war, diese Heyrath als ein Schreckbild gegen den Hof zu brauchen, so hatte er von seinen übernommenen Verbindlichkeiten sich nicht lossagen wollen. Der Koadjutor sahe jetzt ein, wie wenig er auf die Dankbarkeit des Prinzen von Condé Staat machen

dürfe, und so bekannt ich auch mit dem Leichtsinn und Undank der Menschen war, so gestehe ich doch, daß die Art, wie der Prinz nach der Wiedererlangung seiner Freyheit sich betrug, mich in Erstaunen gesetzt hat.

Der Koadjutor ließ mich eines Abends in großem Geheim um eine Unterredung bitten. Ich fuhr in einer Miethkutsche nach einem Zimmer eines Klosters, wohin er in dem lächerlichsten Anzuge kam, den man sich für einen Erzbischof denken kann. Sein Huth war mit Federn besäet; bey einem grün und gold gestreiften Rocke trug er Schleifen und Handschuhe rc. von Fleischfarbe — Sie können Sich nicht vorstellen, wie komisch er bey seiner Ihnen bekannten Bildung und Wuchse in diesem Anputze aussahe. Er glühete vor Wuth über das Benehmen des Prinzen von Condé gegen die Prinzessin von Chevreuse. „Die Art, wie er diese Heyrath abgebrochen hat, ist eine förmliche Beschimpfung,„ sagte er, und man muß gestehen, daß er Recht hatte, und daß nie die äussere Achtung offenbarer hintangesetzt wurde. Erwägen Sie nur, daß man nicht einmal die Aufführung der Prinzessin von Chevreuse zum Vorwande brauchte, da sich doch gegen den hievon hergenommenen Grund wenig würde haben einwenden lassen. Der Koadjutor schwur den Prinzen zur Reue

zu

zu bringen, und er hat sein Wort nach Vermögen gehalten. „Das Verfahren des Prinzen von Condé, erwiederte ich ihm, hat mich betroffen und höchst unwillig gemacht, um so mehr, da ich diese Heyrath auf die Bahn gebracht habe, und die Prinzessin von Chevreuse meine Anverwandtin ist. Ich glaube vest, daß die Königin dem Prinzen hat zusetzen lassen, um ihn zu diesem Bruche zu bringen, und mit einem Theile der Fronde zu entzweyen. . . . . . . *) Daß man beträchtliche Summen zu Gebote hat, ist für den Hof ein großer Vortheil, womit nichts in Vergleichung kommen kann. Man nährt sich mit Hoffnungen bey einer Partey, aber bey dem Hofe erhält man baares Geld.„ Ich führte dieß an, weil ich wußte, daß der Marquis von la Boulaye, durch die Wohlthat des Hofes gewonnen, seine Partey verrieth; er fing von Zeit zu Zeit tolle Händel an, die ihm gleichwol immer frey ausgingen, und er machte einen großen Aufwand; selbst aus dem Uebermaße seines Eifers schloß ich, daß seine verwegenen Streiche verabredet waren, und die Entfernung allen Verdachts zur Absicht hatten — Wir hielten über den Zustand der Sachen eine sehr lange Unterredung mit einander, und wurden einig, zwey Dinge, an denen uns bei-

*) Hier sind einige Zeilen ausgelöscht.

beiden gelegen war, mit gemeinschaftlichen Bemühungen durchzutreiben: die Auswirkung des Kardinalshuts für ihn, und die Ernennung zum Finanzminister für den Herzog von la Vieuville. Ich hatte nur allgemeine Ideen in Ansehung eines Entwurfs, den ich bald darnach ausführte, und ich hielt es nicht für rathsam, mich jetzt gegen den Koadjutor darüber zu erklären. . . . . *) Ich war nun von allen Verbindungen mit den Prinzen frey. Ich hatte, das kann ich mit Wahrheit sagen, mehr als jemand zu ihrer Loslassung beygetragen, und ich hatte gleich anfangs geäussert, daß ich hierauf mich einschränken würde. Da ich des hochmüthigen Betragens des Prinzen von Condé, der mir gar keine Mäßigung zu kennen, und um seine Versprechungen sich wenig zu kümmern schien, überdrüssig, und der Wankelmüthigkeit des Herzogs von Orleans müde wurde, so beschloß ich gleich damals, mich einzig und allein der Königin und dem Minister zu widmen. Nachdem man so manche Gelegenheit hatte entwischen lassen, war es offenbar, daß keine Faction die Oberhand gewinnen, und daß die Zeit allein alles zum Vortheil der Königin und ihres Ministers kehren würde, weil auf die Länge die höchste Macht allemal den

*) Eine Lücke von einigen Seiten.

den Sieg davon trägt. Die Aufrichtigkeit, mit welcher ich in den verworrensten Unterhandlungen zu Werke ging, und vielleicht einiger Ruf von Geschicklichkeit, verbunden mit dem Ansehen, in welchem ich bey den wichtigsten Personen stand, verursachten, daß die Königin mich zu sich zu ziehen suchte. Ein besonderer Vorfall hatte das Zutrauen des Kardinals bestimmt, und machte sogar seine Dankbarkeit rege: Man sprach einst bey der Königin von dem tragischen Ende des Königs von England, und der Marquis von Sennéterre erzählte einige Umstände, die diesen blutigen Auftritt veranlaßt haben möchten. „Die Aufopferung des Grafen von Strafford, sagte ich zur Königin, hat seine ganze Schwäche sichtbar gemacht, und nachdem seine Feinde ihn gezwungen hatten, den Mann preiszugeben, der sein ganzes Vertrauen besaß, so sahen sie wol ein, daß sie alles wagen könnten.„ Ich sprach hierüber mit Wärme, ohne irgend einige Absicht. Ich merkte, daß die Königin in Nachdenken verfiel, daß die Herzogin von Navailles, des Kardinals Vertraute, mich aufmerksam ansah, und mit einer Art von Entzücken meine Meynung billigte. „Sie haben Recht, sagte die Königin zu mir, und das ist eine Lehre für die Könige, ihre Minister nicht im Stiche zu

lassen.„ Ich begriff die Anwendung, die sie gemacht hatte, und ich leugne Ihnen nicht, daß ich in diesem Augenblicke mit demjenigen, was ich unabsichtlich, und blos weil es meine Meynung war, vorgebracht hatte, wuchern wollte. Ich sagte also zur Herzogin von Navailles mit einer bedeutenden Miene: „Es scheint, als ob meine Worte einen starken Eindruck auf die Königin gemacht haben.„ Sie drückte mir die Hand, und ich erfuhr, daß sie noch denselben Abend unser Gespräch dem Kardinale wiedererzählt hatte. Einige Tage nachher wußte die Königin sich viel mit meiner Meynung, und sie wiederholte es bey verschiedenen Veranlassungen, daß Karl der erste das Opfer von seiner in Ansehung des Grafen von Strafford geäusserten Schwäche gewesen wäre, und sie machte hievon Anwendungen auf die Umstände, in denen sie sich befand. Ich habe Ursache zu glauben, daß die Betrachtungen, welche sie über das, was ich damals gesagt hatte, anstellte, sie standhaft erhalten haben mitten unter den widrigen Empfindungen, die ihr manchmal durch die äusserst beunruhigenden Verdrießlichkeiten zugezogen wurden, in welche die gegen ihren Minister gefaßte Erbitterung sie stürzte. Der Kardinal machte einen in Absicht auf die Folge sehr unüberlegten Gebrauch von demjenigen,

was

was ich über die engländischen Angelegenheiten gesagt hatte. Er ließ sichs einfallen, das Pariser Parlement mit dem Unterhause, und gewisse obrigkeitliche Personen mit Cromwell'n und Fairfax zu vergleichen. Im Parlement entstand viel Lerm über diese Vergleichung, die der Herzog von Orleans und der Koadjutor trefflich aufzumutzen und auf allerley Art zu paraphrasiren wußten. Der Koadjutor sagte mir hierüber: „Der Kardinal Mazarini hat sehr albernes Zeug geredet, aber er erweiset dem Parlemente viel Ehre, wenn er meynt, daß es unter den Kerlen da einen Cromwell gebe.„ . . . . *)

Die Hintertreibung der Heyrath der Prinzessin von Chevreuse war mit eine Ursache des bittern Hasses, den die Schleuderer auf den Prinzen von Condé warfen. Dieser gerieth darüber bald in sorgenvolle Unruhe, und er hielt sich beynahe ohne Rettung verlohren, als er sahe, daß der Parteyhaß eben so stark gegen ihn, als gegen den Kardinal Mazarini war. . . . .

In kurzer Zeit hatte die Aufführung des Prinzen von Condé ihn wieder in eben den Zustand versetzt, in welchem er sich vor seiner Gefangenschaft befand. Da er von der Königin und von den Schleuderern verabscheuet wur-

*) Hier fehlen mehrere Seiten.

wurde, so schien zur Stillung der Unruhen, und zur Herstellung des königlichen Ansehens, kein anderes Mittel übrig zu seyn, als dieß, daß man ihn von neuem in Verhaft zöge. So viel Ursach ich auch hatte unzufrieden über ihn zu seyn, so suchte ich doch, die Gemüther zu besänftigen, aber vergebens — Niemand wollte ihm trauen. Man hatte seit der Vereitelung jener Heyrath für sein Wort nicht die mindeste Achtung. Sein Leichtsinn, sein Trotz hatten Hof und Stadt von ihm abwendig gemacht. Ich habe mir oft die Frage aufgeworfen, was seine Absichten seyn konnten, und ich habe gefunden, daß er überall keine hatte, und daß seine ganze damalige Aufführung durch die Heftigkeit und Veränderlichkeit seiner Laune ist bestimmt worden. Condé, von seiner frühen Jugend an glückstrunken, hat nie einen Plan gemacht, und hat sich nie vorstellen können, daß irgend ein Mensch in der Welt werth wäre, von ihm mit schonender Behutsamkeit behandelt zu werden. Der Leichtsinn bringt die Menschen oft zu unbesonnenen Reden und Handlungen, ohne alle eigentliche Absicht, zu beleidigen oder zu schaden. Diejenigen aber, die getroffen werden, setzen Absichten voraus und suchen sich zu rächen. Daher entstehen wechselseitige Erbitterungen, welche zu unnatürlichen, den

selbst-

selbsteigenen Vortheilen und Empfindungen widerstrebenden Entschließungen führen; und je höher die Richtung liegt, von welcher die Pfeile abgehen, desto tiefer und schmerzhafter werden die Wunden, die sie graben. — Bey allen Schwankungen in dem Betragen und den Meynungen des Prinzen von Condé leuchtete es doch jedem Beobachter ein, daß er vermöge seiner Erziehung und der Kenntniß seiner Vortheile eine entschiedene Vorliebe für den Hof hatte; aber seine Laune stand mit seiner Neigung im Widerspruche, und schleuderte ihn oft in den Weg, der seinem Interesse entgegen lief. Die Vereinigung so vielseitigen Hasses gegen den Prinzen wäre beynahe verderblich geworden. Die Königin war entschlossen, ihn von neuem in Verhaft nehmen zu lassen, und die gewaltsamen Mittel, die man, um dieß zu bewerkstelligen, würde gebraucht haben, setzten sein Leben eben so sehr, als seine Freyheit, in Gefahr. Der Widerwille der Königin gegen den Prinzen von Condé war damals so groß, daß die Gewißheit der aufrichtigsten Versöhnung, und der Herstellung der Ruhe in allen Theilen des Reichs ihr nicht so viel Vergnügen würde gemacht haben, als sein Untergang ihr gewähret hätte; die beissenden Spöttereyen des Prinzen über sie und den Kardinal hatten frey-

lich wol eine unvertilgbare Empfindlichkeit in ihrem Herzen hervorbringen müssen. Der Prinz von Condé ist binnen einigen Wochen verschiedene Male in Gefahr gewesen, das Schicksal des Marschalls von Ancre zu haben, und Hocquincourt unter andern erbot sich, bey diesem Auftritte die Rolle des Vitry zu machen. — Die Königin war über die Abwesenheit des Kardinals fast eben so ungeduldig, als über den Trotz des Prinzen von Condé; sie wußte nicht, wem sie sich anvertrauen sollte. Der Kardinal regierte zwar von Köln *) aus, aber es ereigneten sich manche Umstände, die eine augenblickliche Entschließung erforderten, und die Königin wurde sowol durch die Furcht, vom Kardinale getadelt zu werden, als durch die Schwierigkeit der Geschäfte in Verlegenheit gesetzt. Einstens beklagte sie sich gegen mich über ihre Leiden, über die Unzuverlässigkeit des Herzogs von Orleans, über die Verrathereyen derjenigen, die ihr und dem armen Herrn Kardinal am meisten ergeben zu seyn schienen, endlich über die ausschweifenden Anmaßungen des Prinzen von Condé. „Da Ew. Majestät, antwortete ich, auf die Treue Ihrer Diener nicht bauen können, so würde ich in Ihrer Stelle mich

ge-

*) Im Originale steht *Breulh*, welches ich für einen Schreib- oder Druckfehler halte. Uebers.

gegen meine Feinde der Wirksamkeit des Hasses ihrer eigenen Feinde bedienen. Ich stehe Ihnen zwar nicht dafür, daß der Koadjutor Ihre Wünsche für die Rückkehr des Herrn Kardinals unterstützen werde, er könnte es auch nicht wohl, ohne sich um sein Ansehn zu bringen; aber er wird Ew. Majestät von dem Prinzen von Condé erlösen; er ist der einzige Mann, der dem Prinzen mit Erfolg entgegen gestellet werden kann. Wenn Ew. Majestät den Koadjutor einigen Vertrauens würdigen, so wird er, angefeuert durch die Ehre, Ihnen zu dienen, und mit dem ersten Prinzen von Geblüt es aufnehmen zu müssen, und voll Freuden, seinen Unmuth befriedigen zu können, alles, was er an Einsichten, Freunden, Hülfsmitteln besitzt, aufbieten, um Ihren Absichten beförderlich zu werden. Der Koadjutor gebietet über den Herzog von Orleans; er wird die Vortheile desselben mit den Ihrigen zu verbinden, und ihm diese Verbindung gefällig zu machen wissen. Ew. Majestät haben von dem Prinzen von Condé alles zu fürchten, wenn er seine Stärke sollte kennen lernen, wenn er nur sechs Wochen hindurch es über sich gewinnen könnte, den Leuten mit Güte und Achtung zu begegnen. Was wäre es wol, das er, bey seinem Verstande, seinem Muthe und seinem Ruhme nicht wagen dürf-

dürfte? Bedenken Ew. Majestät, was geschehen könnte, wenn er sich mit dem Herzoge von Orleans durch die Vermählung seines Sohnes verbände. Ich muß es gerade heraussagen, gnädigste Frau, er kann alsdenn alles, kann die Regentschaft verlangen. Was haben Ew. Majestät dagegen von einem Erzbischofe zu fürchten? Man wird ihn zum Kardinal machen müssen? Das wird er über lang oder kurz doch werden, und es ist besser, daß er seine Erhebung lediglich Ew. Majestät allein, als einer durch die Umstände veranlaßten Nothwendigkeit, zu verdanken habe. Er wird vielleicht der Rückkehr des Herrn Kardinals sich widersetzen? Das werden die übrigen nicht weniger thun, und wenn der Prinz von Condé sie zugiebt, so wird es erst geschehen, nachdem er den Kardinal in den unvermögendsten Zustand wird hinab gestürzt, und das königliche Ansehn wird vernichtet haben; kurz, es wird geschehen, um an dem Kardinal ein sklavisches Werkzeug zur Vollstreckung seiner Befehle zu haben. Der Koadjutor wird erster Minister seyn wollen? Gesetzt, das wäre sein Ehrgeiz, ist es denn nicht besser, ihn zu diesem Posten sich aufschwingen, als, den Prinzen von Condé die Regentschaft ertrotzen zu sehen? Aber er hat auch zu viel Verstand, als daß er glauben sollte, die Faktionen könnten

ten jemanden plötzlich und gewissermaßen gewaltsam zur ersten, ein unbegränztes Zutrauen voraussetzenden Stelle einer Regierung heben. Ew. Majestät können über das ihn befriedigen, ohne ihm die erste Stelle zu geben, könnten vielmehr ihn bewegen, in derselben den Herrn Kardinal ganz gern zu leiden. Ich nehme an, Ew. Majestät, mit den Diensten des Koadjutors zufrieden, gäben ihm einst die Siegel und das Gouvernement von Paris; ist es nicht glaublich, daß hiedurch seiner Ehrbegier würde Genüge geschehen?„

Die Königin ließ mich ausreden, ohne mich zu unterbrechen. Die Freude leuchtete ihr aus den Augen, als ich ihr die Aussicht zur Niederlage des Prinzen von Condé zeigte. Ich ging weiter, ich schlug ihr vor, ihn gefangen zu setzen. Dieser Gedanke erlaubte ihr nicht, die geringste Einwendung in Ansehung alles übrigen zu machen; er kam ihrer Empfindlichkeit gar zu trefflich zu statten. „Hat man Ihnen aufgetragen, fragte sie, mir diesen Vorschlag zu thun?„ — „Nein, sagte ich, und ich hatte, als ich zu Ew. Majestät ging, gar nicht einmal die Absicht, dieß auf die Bahn zu bringen; es ist eine Idee, die mir aufstieg, nicht ein mit irgend jemand verabredeter, oder auch nur von mir selbst mit Ueberlegung gemachter Entwurf.„ — „Sie müs-

müssen, erwiederte sie, mir aufs heiligste versprechen, zwischen jetzt und einigen Tagen keiner Seele Ihren Anschlag zu offenbaren; er ist mir höchst willkommen, und ich wünschte, ihn gleich morgen ins Werk richten zu können. In kurzem werde ich Ihnen mehr darüber sagen.„ Sie rufte mich darauf zurück und sagte: „Der Koadjutor wird hoch aufsehen, wenn er hört, daß Sie dem Prinzen von Condé so aufsätzig sind.„

Ich durfte nicht erwarten, daß die Königin einem so entscheidenden Rathe zustimmen sollte, ohne den Kardinal zu befragen. Auch betrog ich mich nicht, und ich erhielt einige Tage nachher ein Briefchen von ihm, das einem schön motivirten Schreiben an die Königin beygelegt war. Er billigte meinen Entwurf vollkommen, und dankte mir dafür, als für den glücklichsten Einfall, den man hätte haben können. „Sie sehen, sagte die Königin, als ich das Schreiben des Kardinals gelesen hatte, daß der arme Mann so gar bereit ist, seine Stelle dem Koadjutor zu überlassen; er hat blos die Wohlfahrt des Staats und die Erhaltung des königlichen Ansehns zur Absicht.„ Als der Koadjutor die Königin gesprochen hatte, kam er auf ihren Befehl zu mir, ihre Unterredung mir zu hinterbringen. Ich erstaunte, daß die Königin so weit gegan-

gangen war, ihm des Kardinals Zimmer im königlichen Pallast, und Sitz im Staatsrathe anzubieten. Man drang, wie er mich versicherte, dieser beiden Punkte wegen nicht sehr in ihn; er bedankte sich, und hieran that er meiner Meynung nach sehr übel. Wenn er die Königin hätte dahin bringen können, ihm eine Wohnung im Pallaste zu geben, so würden seine Geschicklichkeit und sein verführerisches Talent ihm in kurzer Zeit viel Gewalt über diese Fürstin erworben haben. Ein junger, ehrbegieriger, geistvoller, des Umganges mit Damen gewohnter, die Kunst, ihrer Eigenliebe zu schmeicheln, verstehender Mann hatte große Vortheile, um das Vertrauen der Königin zu gewinnen. Sie würde sich gewöhnt haben, ihn zu Rathe zu ziehen, und seinen Rath zu befolgen. Kurz, der Koadjutor, der sich einem großen Theile des Publikums würde angenehm zu machen gewußt haben, der das Volk auf seiner Seite gehabt, und des Gespenstes, das man Herzog von Orleans nannte, sich auf eine geschickte Art bedienet hätte, würde bald einen Abwesenden ausgestochen haben, den die Königin als die Grundursache aller ihrer Verdrießlichkeiten und der Verwirrungen, die den Staat erschütterten, betrachtet hätte. Je mehr ich über den Fall, worin der Koadjutor war, nach-

nachgedacht habe, je gewisser bin ich überzeugt worden, daß er die Gelegenheit zum höchsten Glücke aus den Händen gelassen hat. Wer seinen Charakter kennt, wird sich darüber nicht wundern. Von dem Glanze einer großen That und des Ausserordentlichen geblendet, brachte er seine wesentlichsten und kostbarsten Vortheile dagegen gar nicht in Rechnung. Ich unterließ nicht, das offene und uneigennützige Betragen des Koadjutors beym Kardinale geltend zu machen. „Er kann, schrieb ich ihm, nicht zugleich Ihre Rückkunft nach Frankreich befördern, und den Prinzen von Condé mit Vortheil bestreiten. Er muß seine Rolle beybehalten, um der Königin in Absicht auf dasjenige, was gegenwärtig am meisten ihr am Herzen liegt, nützlich zu werden; aber er wird immer schwächer gegen Sie zu Werke gehen, ohne sich selbst darüber Rechenschaft zu geben. Da er sich verpflichtet hat, der Königin zu dienen, so steht zu vermuthen, daß das, was er gegen Ihre Rückkehr veranstalten möchte, nur einigermaßen seines Gewissens wegen geschehen wird, in der Absicht, sich nicht in Mißkredit zu bringen. Er wird seinen Angriffen gebieten und darüber vernünfteln, statt durch seine Erbitterung blindlings dazu fortgerissen zu werden. Wenn die Sachen bleiben, wie sie

sind, so wird der Koadjutor darum nicht weniger Ihnen entgegen seyn; und er kann von einem Augenblick zum andern von seiner Gewalt über den Herzog von Orleans Gebrauch machen, um denselben mit dem Prinzen von Condé zu verbinden. Zwietracht zwischen Ihren Feinden zu stiften, ist die klügste Aufführung, die Sie unter Umständen, in denen von der Einigung Ihrer Widersacher alles zu fürchten ist, beobachten können. Durch die Befolgung des Plans, den ich Ihnen jetzt vorschlage, setzen Sie den Geschicktesten dem Furchtbarsten entgegen, und entziehen diesem letztern die vielvermögende Stütze, die er durch den Herzog von Orleans hatte. Die Zeit muß alles der höchsten Macht wieder zuführen, wie alle Flüsse sich ins Weltmeer ergießen. Da Sie von der Gewogenheit der Königin, zu welcher der Haß derselben gegen Ihre Feinde kommt, versichert sind; so leidet Ihre Rückkehr keinen Zweifel. Sie wird einen Huth kosten; das ist eben, als ob Sie einem Kinde eine Klapper schenkten und damit die oberste Gewalt erkauften. Aber, welcher Unterschied, wenn Ihre Rückkehr das Werk des Prinzen von Condé wäre, der Sie nur zu dem Ende zurückrufen wird, um mit Ihnen gleichsam seinen Triumphwagen zu zieren! Für Ihren Beschützer in den Augen des Publi-

kums erklärt wird man in ihm den Gebieter Ihrer Schicksale sehen, der nach Gefallen Sie gehen und wiederkommen heißt. Sie werden den Titel und das Aeusserliche der Macht nicht anders beybehalten können, als in so fern Sie bereit sind, mit dem Wesentlichen dem Prinzen von Condé jeden Augenblick ein Opfer zu bringen.„ Ich ließ mich hierauf mit großen Lobeserhebungen darüber aus, daß der Koadjutor die Wohnung im königlichen Pallast und die Ministerstelle verbeten hatte. *)

Der Prinz von Condé wurde der ganzen Gefährlichkeit seiner Lage bald inne. Er erhielt Warnungen, und gerieth über den Marsch von zwey Kompanieen der Leibwache in Sorgen, weil er glaubte, daß sie beordert wären, ihn zu überfallen. Er reisete daher des Nachts schleunig nach S. Maur ab, und er hatte allerdings Grund, die Hauptstadt zu verlassen, weil er hier wirklich große Gefahr lief.

Der Koadjutor hatte sich gegen die Königin nichts berühmet, das er nicht auszuführen im Stande gewesen wäre, und er erfüllete sein Versprechen mit pünktlicher Treue. Er wiegelte die große Fronde gegen den Prinzen von Condé auf, und verbreitete Schriften, die er zum

*) Hier ist eine Lücke.

zum Theil selbst aufgesetzt hatte, worin das Betragen des Prinzen verschrieen, die Gründe davon aufgedeckt, und die Folgen desselben dargelegt wurden. Seine Partey im Parlemente erwachte, und in kurzer Zeit war er im Stande, dem Anhange des Prinzen die Waage zu halten. Nun ging er aus seiner Eingezogenheit hervor, und zeigte sich in Kriegsverfassung gegen den Prinzen. Das Parlement sahe sich eines Tages mit Leuten, die ganz dem Koadjutor ergeben waren, umzingelt. Der Koadjutor war Herr von den Zugängen; an unterschiedlichen Orten des Parlementshauses waren Waffen zusammengebracht; und nachdem diese Anstalten zu Feindseligkeiten vorgekehrt, und die Losungsworte gegeben waren, erschien der Koadjutor im Parlementshause. Können Sie, bey der Unterwürfigkeit aller Stände, an die Sie gewöhnet sind, Sich diesen Kardinal vorstellen, den Sie so still und einfach in seinem Betragen sehen, um den sich ausser einigen ausgesuchten Freunden, deren Gesellschaft sein ganzes Vergnügen ausmacht, niemand sonderlich bekümmert; können Sie Sich ihn vorstellen, an der Spitze einer Menge bewaffneter Leute, in jenem Gerichtshofe, wo gegenwärtig alles Ordnung, Anständigkeit und Ruhe athmet, wie er da, als wäre es in einem Feldlager,

Befehle zum Angriff und zur Vertheidigung ertheilet? Glauben Sie nicht, eine Geschichte aus Sina oder Japon zu lesen? — Der Prinz von Condé begab sich nach dem Parlementshause, von mehr Standespersonen begleitet, aber mit einem vielleicht nicht so zahlreichen Gefolge. Der Held von Rocroi und Lens trifft an einem Orte, wo er den Vortheil der Stellung nicht für sich hatte, auf den Erzbischof von Paris — Bewegungen entstanden, Blutbad war zu vermuthen, und die Königin, der man von Minute zu Minute von der Lage der Sachen Nachricht brachte, sagte zu mir: „Wenn sie doch alle beide getödtet würden!„ Das wäre wahrlich ein herrlicher Tag für sie gewesen. Ungeachtet des Eifers, den der Koadjutor für sie bewies, wurde kein Tropfen Bluts vergossen. Man kam wieder zu Unterhandlungen zurück, und die Königin opferte, gegen meine Meynung, die Unterminister auf.

Die Volljährigkeit des Königs schien der höchsten Macht einige Stärke wiedergeben zu müssen. Die Fronde, und der Koadjutor, die Seele derselben, waren für den Hof; der Herzog von Orleans, durch den Koadjutor bestimmt, folgte ihrem Beyspiele. Der Prinz von Condé, wegen seiner Lage besorgt, von den dringenden Anmahnungen seiner Freunde,

die

die Fahne der Empörung auszustecken, bestürmt, griff endlich zu diesem gewaltsamen Mittel wieder seinen Willen, und wider den Willen des Hofes, der ihn zurückzuhalten suchte. Eine Art von Verhängniß bestimmte diesen Schritt, und der Herzog von Orleans wurde von Vielen in Verdacht gezogen, daß er aus Verlangen des Prinzen von Condé los zu werden, ihn begünstiget habe. . . . . *)

Ein glückliches Ereigniß für den Kardinal Mazarini war der Tod des Herzogs von Bouillon, der gerade zu der Zeit erfolgte als er im Begriffe stand, die Stelle eines Oberaufsehers der Finanzen anzutreten. Der Kardinal dünkte sich zwar hiebey ganz sicher; allein ein so überlegener Kopf, wie der Herzog von Bouillon war, in einem Posten, der ihm so viel Gewalt eingeräumt hätte, wozu noch der Glanz seines Hauses und das Bewustseyn seines Gewichts gekommen wären, würde unfehlbar dem Minister viele Verdrießlichkeiten zubereitet haben. **)

Der Kardinal von Retz kam endlich nach Compiegne, wo er von der Königin zimlich gnädig aufgenommen wurde; jedermann war hier voll Mißtrauen. Die Eifersucht herrschte

 zwi-

*) Hier fehlen einige Seiten.

**) Hier ist eine sehr beträchtliche Lücke.

zwischen allen Kreaturen des Kardinals Mazarini, die sich angelegen seyn ließen, einander das Verdienst von dem, was vorgegangen war und vorging, streitig zu machen; alle aber vereinigten sich darin, dem Kardinale von Retz zu schaden. Ich glaube, daß er von diesem Augenblick an seine Lage mißkannte, durch einige verbindliche Worte der Königin getäuscht, und von der Eitelkeit, die sich immer ein bischen in alle seine Handlungen gemischt hat, fortgerissen wurde. Des Herzogs von Orleans gewiß, glaubte er nicht, daß der Hof jemals einen Entschluß fassen werde, ohne mit ihm darüber einverständig zu seyn. Das war wahrscheinlich, und selbst dem Interesse der Königin gemäß. Gleichwol schlug diese Erwartung fehl. Ist es glücklicher Unvorsichtigkeit, oder durch irgend eine Verrätherey erlangter Kenntniß zuzuschreiben? genug, die Königin wurde die ganze Schwäche des Herzogs von Orleans gewahr, nahm auf ihn nicht die mindeste Rücksicht, und versuchte eben an ihm den ersten Gebrauch des königlichen Ansehns. Ihm wurde angedeutet, Paris zu verlassen und sich nach Limours zu begeben; und er reisete ohne die geringste Widersetzlichkeit fort. Der Kardinal von Retz hätte durch diesen, gegen die erste Person des Reichs ergangenen Machtspruch betäubt wer-

werden sollen. Seiner Stütze beraubt behielt er wenig Hülfsmittel übrig, und die ersten Augenblicke, die zur Ergreifung wirksamer Maaßregeln in kritischen Umständen günstig sind, kommen nicht wieder. Die Majestät des Thrones hatte ihren vollen Glanz wieder erhalten, und die Macht der Königin war in zwey Tagen vest begründet, gleich als hätte sie niemals gewanket. Ich merkte an einem gewissen bittern Tone, den die Königin annahm, als sie vom Kardinale von Retz mit mir redete, daß es um ihn nicht so gut aussahe, als er meynte; ich wollte gern näher davon unterrichtet seyn, und nöthigte daher den Abt Fouquet, sich darüber zu äussern. Er ließ mir nicht viel Zeit, viel Aufwand von Scharfsichtigkeit zu machen; denn er sagte gerade heraus, die Zeiten, in denen man erwarten könnte, daß der König mit seinen Unterthanen kapituliren sollte, wären vorbey, und sein Rath gehe dahin, daß man sich des Koadjutors todt oder lebendig bemächtigen müsse. Servien hatte eben keine gemäßigtere Gesinnungen. Der einzige le Tellier hätte lieber gesehen, das man durch gelinde Mittel den Kardinal entfernet und ihm eine goldene Brücke gebauet hätte. Es läßt sich nicht leicht bestimmen, ob es dem Hofe mit seinen Unterhandlungen mit dem Kardinale von Retz,

 um

um ihn mit Ehren aus Paris wegzubringen, Ernst war, oder ob man nur suchte ihn hinzuhalten, bis man Gelegenheit fånde, sich seiner Person zu versichern. Ich glaube jedoch, daß beides gegründet ist, je nachdem die Zeitumstånde waren. Auf diese Verschiedenheit der Zeiten und Gesinnungen wird in den Verhandlungen und in der Geschichte nicht Rücksicht genug genommen, wodurch denn durchaus widersprechende Urtheile veranlasset werden. Håtte der Kardinal von Retz gleich anfangs seine Abfindung mit vollem Eifer betrieben, ohne darauf zu bestehen, seinen Freunden Vortheile verschaffen, und gewissermaßen Gesetze vorschreiben zu wollen, so würde er für sich alles, was er verlangen konnte, erhalten haben. Der Abt Fouquet fiel täglich auf neue Mittel, sich der Person des Kardinals zu bemåchtigen, und Sie werden aus dem, was ich Ihnen gleich erzählen will, sehen, wie thätig sein Haß war, und wie viel der Kardinal Retz, da ihm so mancherley Fallstricke gelegt wurden, zu befürchten hatte.

Der eben erwåhnte Abt, ausser sich vor Verdruß, daß verschiedene Unternehmungen gegen den Kardinal mißlungen waren, glaubte endlich ein Mittel gefunden zu haben, seinen Zweck zu erreichen. Der Kardinal affektirte eine

eine gewisse Galanterie, die mit seinem Stande einen sonderbaren Kontrast machte, und ich erinnere mich, daß das Fräulein von Scudéry einstens, als er der Marschallin von Châtillon seine Schmeicheleyen auskramte, ganz leise zu mir sagte: „Wir haben einen Erzbischof, der mehr Schäfer als Hirt ist *)„ Der Abt Fouquet gerieth auf den Einfall, die Schwächen des Prälaten zu benutzen, um ihn in die Schlinge zu ziehen. Das Fräulein von Sainte-Hélène, ein achtzehnjähriges Mädchen von großer Schönheit und sehr eingeschränktem Verstande, schien dem Abte Fouquet dazu gemacht zu seyn, den Kardinal zu verführen, und man hat hernach erfahren, daß er zu seinen Vertrauten sagte: Das ist die Angel, womit ich den Röthling fangen werde. Die Mutter des Fräuleins, eine verschmitzte und arme Frau, machte keine Schwierigkeit, den Absichten des Abts, der das Geld nicht schonte, beförderlich zu werden. Das Mädchen wurde von ihm abgerichtet und zugestutzt; und in wenig Tagen erschienen Mutter und Tochter öffentlich in prächtiger Equipage, mit reicher Livrey, und allem dem Pompe, der zur Erhöhung des Werths der Eroberung erforderlich war. Der

*) Man hat nachher diesen Einfall auf den Herrn von Harlay angewendet.

Abt Fouquet hatte, was die Hauptsache war, dafür gesorgt, sie in ein Haus einzumiethen, welches viel Tiefe und eine Hinterthüre hatte. Durch diese wollte man den Kardinal hinausführen, nachdem man in dem Augenblicke einer von dem Fräulein ihm bewilligten Zusammenkunft sich seiner mit Gewalt würde bemächtiget haben. Seine Leute hätten denn auf der andern Seite ganz unbesorgt auf ihn gewartet, und würden sich nicht darüber gewundert haben, daß er in einem von einer so reizenden Person bewohnten Hause ungewöhnlich lange verweilte. Es kam nun darauf an, mit dem Kardinale von Retz Bekanntschaft zu machen. Die Mutter ersann hiezu den Vorwand, ihn um seine Verwendung bey dem Herzoge von Orleans zu bitten. Der Anblick der Tochter bestimmte den Prälaten sehr schnell, zu versprechen, daß sie auf sein ganzes Ansehn rechnen könnten. Der Antrag folgte bald nach, und die Leute des Kardinals überhäuften mit ihrer Dienstbeflissenheit eine Person, die das Ziel der feurigsten Wünsche ihres Herrn war, und wußten sein edelmüthiges Verfahren und sein vielvermögendes Ansehen gelten zu machen. Fräulein von Sainte-Hélène äusserte nur so viel Widerstand, als nöthig war, um seine Leidenschaft zu reizen, ohne die Hoffnung ihm ganz zu benehmen. Sie schien stolz auf den

Ein-

Eindruck zu seyn, den ihre Reize auf einen Mann machten, der die Aufmerksamkeit von Frankreich und von Europa auf sich zöge. Endlich, nach Verlauf von nicht gar langer Zeit, stellete sie sich, als ob sie, von dem ihn umgebenden Glanze überwältigt, und durch die Bewunderung seines Geistes hingerissen, sich ergäbe, und gestand ihm ein Rendez-vous zu. Es möchte sich wol nicht bestimmen lassen, wer von beiden, der Kardinal, oder der Abt Fouquet, am vergnügtesten war. Haß und Liebe mußten hier mit einander wetteifern, wem die Erwartung dieser Zusammenkunft ein lebhafteres Gefühl der Freude gewähren würde. — Ein Zwischenfall machte alles zunichte. Das Fräulein hatte einen Liebhaber; dem erzählte sie im Vertrauen das tragischkomische Stück, was man aufzuführen gedächte. Dieser versäumte keinen Augenblick, seinen Vetter Montrésor davon zu benachrichtigen. Der Kardinal von Retz hatte also seine Einbildungskraft umsonst in Arbeit gesetzt, und der Abt Fouquet kam um sein Geld.

Ich bemühete mich, dem Kardinale von Retz begreiflich zu machen, wie gefährlich es sey, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, und wie nothwendig, die ihm gemachten Anerbietungen, kraft welcher man ihm

die

die Besorgung der Angelegenheiten des Hofes in Italien auftragen, und eine Geldsumme zur Tilgung seiner Schulden auszahlen wollte, ohne Bedenken anzunehmen. Ich sprach ihn verschiedene Male, und redete ihm nachdrücklich zu; aber er wurde von seinen Freunden belagert, die ihm nicht zuließen, über seine Lage die Augen zu öffnen. Noch kurz vor seinem Falle schrieb ich ihm, weil ich ihn damals nicht mündlich sprechen konnte, Folgendes:

„Die Unterredung, die Sie mit dem Herzoge von Orleans gehabt haben, hat in Ansehung Ihrer alles verändert. Die Königin ist überzeugt, daß Sie Barrikaden angerathen haben. Urtheilen Sie selbst, wie sie bey dieser Ueberzeugung gesinnet seyn müsse, und ob es Ihnen zuträglich sey, einer blinden Großmuth für Ihre Freunde nachzuhängen. Sie fodern Vortheile für sie, zu einer Zeit, da es um Ihre eigene Rettung zu thun ist. Jeder Tag, jeder Aufschub macht Ihr Schicksal unsicherer, Ihre Lage gefährlicher, weil man neue Verleumdungen erdichtet, weil man Ihnen Unternehmungen und Ränke zuschreibt, die den Hof beunruhigen müssen. Man spricht zur Königin: Wie ist einem Manne zu trauen, der in eben dem Augenblicke, da

er

Ihnen seine Unterthänigkeit versichert, da er auf die Rückkehr des Königs dringt, den Oheim des Königs zur Empörung ermahnt, und ihm, der Person seines Neffen sich zu bemächtigen, räth? Man sagt, Sie ständen mit dem Prinzen von Condé in Unterhandlungen, und hätten die Absicht, sich nach Mézières oder Charleville zu begeben, ihm diese Plätze zu überliefern, und sich gänzlich auf seine und der Spanier Seite zu schlagen. Das heißt nicht, seine Freunde verlassen, wenn man seine Freyheit und sein Leben, die ihnen einmal nützlich seyn können, der Gefahr entzieht, zu einer Zeit, da man beides ohne Nutzen aufs Spiel setzen würde; vielmehr wird ihr Interesse dadurch befördert, wenn man vor allen Dingen auf seine Sicherheit bedacht ist. Sie kennen die Heftigkeit des Charakters der Personen, die man zu Rathe zieht; und ihre Bedenklichkeiten dürfen Sie wahrhaftig nicht sicher machen. Nehmen Sie also alles an, noch ist es Zeit; ich wünschte Sie auf dem Wege nach Rom zu wissen. Erinnern Sie sich an das, was Sie dem Herzoge von Orleans prophezeyeten: Sie werden Sohn von Frankreich zu Blois, und ich Kardinal zu Vincennes seyn. Die Hälfte dieser Weissagung ist erfüllet. Diejenigen, mit welchen Sie umgeben

ben sind, haben ihr Interesse, und sehen Ihre Hülfsmittel aus einem falschen Gesichtspunkte an. Ich bin eher im Stande zu urtheilen, und habe gar kein Interesse dabey.„

Sie wissen, daß Träume mir verschiedentlich die wichtigen Begebenheiten meines Lebens vorherverkündiget haben. Ich kenne alle die überwiegenden Gründe, die die Vernunft meiner Leichtgläubigkeit entgegensetzen kann; aber was vermag doch Vernunft wider Thatsachen, und wider Empfindung? Es bedarf keines außerordentlichen Verstandes, um einzusehen, daß die Todten nichts wirken können, und daß die Lebenden allein zu fürchten sind. Gleichwol fordere ich den beherztesten Menschen auf: Er gehe bey Nachtzeit in eine Todtengruft, bleibe da eine Stunde mitten unter den Särgen, und sage mir dann, ob er nicht ein geheimes Schrecken empfunden habe. Man hüllt den Kopf in das Betttuch ein, wenn man das Ungewitter tosen hört, und weis doch wol, daß der Blitz durch dieß Hinderniß sich nicht aufhalten läßt. Man fürchtet des Nachts die Gespenster, über die man am Tage sich lustig macht. Man hört die Vorherverkündigungen der Wahrsager mit theilnehmender Aufmerksamkeit an. Die berühmtesten Leute des Alterthums hielten die Träume nicht für gleichgültig; sie glaubten an

Vor-

Vorhersagungen, und vielleicht hat das Selbstvertrauen, das diese einflößten, mehr als Einen großen Mann mitten unter Stürmen und Unglücksfällen, die ihn sonst zu Boden geworfen hätten, aufrecht erhalten; die hoffnungsvolle Erwartung der Schicksale, die ihm vorherverkündiget waren, hat seinem fast ersterbenden Muthe neue Kräfte gegeben. Wer kann sich rühmen, daß ihm das Wesen des menschlichen Geistes und der Zusammenhang desselben mit allem, was den Menschen umgiebt, bekannt sey? Wer kann mit Gewißheit die Ursachen von demjenigen, was während des Schlafes in uns vorgeht, bestimmen, kann es erklären, wie die Gegenstände als gegenwärtig erscheinen, indeß das stärkste Bestreben der Einbildungskraft sie, wenn man wacht, so empfindbar zu machen nicht im Stande ist? Man sieht abwesende Personen, man unterredet sich mit ihnen, und sie antworten ihrer Einsicht und Denkungsart gemäß; man leidet wirklich, und ist eben so wirklich glücklich im Traume. — Verzeihen Sie diese Ausschweifung; sie war zur Rechtfertigung meiner Leichtgläubigkeit nöthig. Ich gebe mich lieber Ihren Spöttereyen preis, als daß ich Ihnen meine Schwächen, und, was mehr Muth erfordert, auch meine belachenswerthen Seiten nicht aufdecken sollte. Ich komme auf meinen

nen Traum zurück. Einst dünkte es mich des Nachts im Schlafe, das ich in einem großen, mit allerley Thieren besetzten Walde wäre. Da waren Löwen, Affen, Tiger, Füchse — Ein behender und kecker Hirsch wurde von dem größesten Theile der Thiere verfolgt. Sie boten Stärke und List gegen ihn auf; aber sein Instinkt und seine Behendigkeit kamen ihm zu statten, so daß er ihren Fallstricken oft entschlüpfte. Ich sahe die Netze, die ihm gestellet wurden, und ich warnete ihn verschiedene Male, ohne daß er sonderlich darauf achtete. Eine junge weiße Hindin näherte sich ihm, und bewog ihn, ihr zu folgen. Ich suchte vergebens, ihn von einem Wege abzubringen, in welchem ich künstlich gelegte Fallen erblickte. Die weiße Hindin zog ihn, meiner Warnungen und Bitten ungeachtet, fort, und ich sahe ihn bald nachher im Netze gefangen. Er blieb einige Zeit drinnen, und kam dann ohne Geweihe und gelähmt wieder heraus. Ich fuhr auf und erwachte, und den nemlichen Tag hörte ich, daß der Kardinal von Retz in Verhaft genommen wäre. Die Herzogin von Lesdiguieres war die weiße Hindin, die ihn irre geführet hatte.

Ein Vertrauter des Kardinals Retz kam verkleidet des Nachts zu mir, um über diesen traurigen Vorfall, der alle seine Freunde in Be-

Bestürzung setzte, mit mir zu reden. Nachdem wir alle Mittel, ihm die Freyheit wieder zu verschaffen, durchgemustert und kein sicheres darunter gefunden hatten, sprach ich zu ihm: „Es giebt nur ein einziges, das leicht, unfehlbar, und schnell wirkend ist, aber es muß ohne den mindesten Verzug angewendet werden. Die Freyheit des Kardinals von Retz ist, alles wohl erwogen, in den Händen der Priester; nur das muthige Betragen des Kapitels und der Pfarrer ist vermögend, die Fesseln ihres Erzbischofs schnell zu zerbrechen. Ich möchte zwar nicht dafür stehen, daß er lebendig aus seinem Gefängnisse kommen wird, aber über diese Furcht, die ihn nicht abschrecken würde, muß man sich hinaussetzen. Man schließe die Kirchen zu, versage jedermann allen geistlichen Beystand drey Tage hindurch, am vierten wird der Kardinal Retz frey seyn. Der Hof wird zittern; das Volk wird sich empören, wenn die Kinder ungetauft bleiben, wenn die Sterbenden vergebens nach den Sakramenten seufzen. Das durch den Koadjutor befeuerte Volk hat Broussel'n aus dem Gefängnisse befreyet. Von der Geistlichkeit aufgemuntert, voll Bestürzung, ohne Priester und Altäre zu seyn, wird eben dieß Volk sein Aeusserstes thun, um die unterbrochene Gemeinschaft mit dem Himmel wieder her-

herzustellen. Ein Gran Religion, den politischen Angelegenheiten beygemischt, ist tausendmal mehr, als alle Ränke der Schleuderer, zu fürchten.„ Er war meiner Meynung; allein der Oheim des Kardinals von Retz, ein alter, schwacher, auf seinen Neffen eifersüchtiger Mann, hatte das Herz oder den Willen nicht, dieß entscheidende Mittel zu ergreifen. Das Kapitel machte nur schwache Bewegungen, und der Kardinal Retz blieb lange Zeit zu Vincennes in Verwahrung.

Sie werden in dem Laufe der Begebenheiten, die ich jetzt mit Ihnen durchgegangen bin, bemerkt haben, daß keine der Hauptpersonen die entscheidenden Augenblicke zu benutzen verstand. Keine von ihnen kannte ihre Stärke; und sowohl der Herzog von Orleans, als der Prinz von Condé wußten niemals recht, was sie eigentlich wollten. Ich kann Sie durch eine kurze Darstellung der Fehler, die jeder derjenigen, die auf dem Schauplatze erschienen, begangen hat, leicht von dieser Wahrheit überzeugen:

Der Prinz von Condé konnte auf die Regentschaft Anspruch machen; das war der einzige seiner Ehrbegierde würdige Gegenstand, er hat aber nie einen Gedanken daran gehabt. Er hat seine Freyheit, sein Leben, und das Glück seines Hauses aufs Spiel gesetzt für das

Ver-

Vergnügen, sich nicht zu zwingen, und für den Schimmer der unbedeutendsten Vortheile. Er hat sich von dem Hofe getrennet, zu welchem seine Neigung ihn hinlenkte, und er hat Bürgerkrieg geführet, wogegen er doch aus Grundsätzen Widerwillen hegte.

Der Herzog von Orleans verabscheuete den Kardinal Mazarini, und er konnte zehnmal ihn im Hotel Luxemburg in Verhaft nehmen lassen, ihn dann dem Parlement überliefern, oder nach Italien schicken. Ein so einfaches Mittel kam ihm niemals in den Sinn. — Er überwarf sich mit dem Prinzen von Condé; er konnte in seinem Pallast ihn zweymal vest nehmen lassen, es wurde ihm angerathen, und er hatte kein Herz dazu. — Er durfte nur Einen Schritt thun, um Regent zu werden, und er konnte sich nicht dazu entschließen. —

Der Kardinal von Retz konnte die Zurückkunft des Königs nach Paris verhindern, und hat sie, dem Rathe aller seiner Freunde und seinem Interesse zuwider, beschleuniget. —

Die Königin endlich, die das ganze Gewicht der höchsten Gewalt für sich hatte, mit allem Glanze des Thrones umgeben war, Schätze genug besaß, um die Parteyen zu trennen und die Anführer zu gewinnen, Kriegsheere zu ihrem Befehl hatte, ließ sich bey alle

 dem

dem so weit bringen, daß sie aus ihrer Hauptstadt flüchten mußte. — . . . .
. . . . *)

Cäsar ist der grösseste Mann, dessen die Menschheit sich rühmen kann, weil er vielleicht der einzige ist, der von seinem ganzen Talente gehörig Gebrauch zu machen verstand.

* * *

Diese Nachrichten sind nicht zu Ende gebracht. Sie scheinen um das Jahr 1664 geschrieben zu seyn, ehe die Pfalzgräfin, die lange ungläubig, dann zweifelhaft war, ihr ganzes übriges Leben ernstlichst der Andacht und den strengsten Bußübungen gewidmet hatte. Damals ohne Zweifel hat sie den Vorsatz aufgegeben, Bemerkungen fortzusetzen, von denen sie gewiß gewünscht hat, daß sie sie nie möchte angefangen haben. Nachher dachte sie wahrscheinlich nicht weiter daran; vielleicht meynte sie, daß sie sie verbrannt hätte; vielleicht sind sie von der Person, an die sie gerichtet sind, aufbewahret worden. Man hat bey diesen Denkwürdigkeiten einen Brief der Pfalzgräfin an die Herzogin von Lesdiguieres gefunden, der zwar ohne Zeitangabe ist, aber offenbar gegen den Ausgang des Septembers des Jahrs 1661 geschrieben seyn muß. Dieser

*) Hier ist eine beträchtliche Lücke.

ser Brief ist eben so ächt als die Denkwürdigkeiten, mit denen er überdas einen einleuchtenden Zusammenhang hat. Wir haben geglaubt, das Publikum werde ihn mit Vergnügen lesen, und werde es uns Dank wissen, daß wir von der kostbaren Handschrift, die wir ihm jetzt bekannt machen, nichts zurückbehalten haben.

Schreiben
der Frau Pfalzgräfin an die Frau Herzogin von Lesdiguieres.

* * * * * * * * * * * *

* * * * * * * * * * * *

„Es ist nicht, wie einige meynen, ein großes Unglück für unsern Freund, daß der Oberaufseher der Finanzen in Ungnade gefallen ist. Er nahm sich des Herrn Kardinals von Retz bloß deswegen an, weil er dem Herrn le Tellier eine wichtige Unterhandlung entziehen wollte, und nun einmal die Grille hatte, alle Geschäfte an sich zu reissen. Seit sechs Monaten betrachtete er sich als ersten Minister, und ein Theil des Publikums theilete diese Täuschung mit ihm und nährte sie durch die eifrige

Beflissenheit, womit er ihm gefällig zu werden sich bestrebte. Es ist ganz begreiflich, daß unser Freund, bey seiner Entfernung von Geschäften und Leuten, auf eben den Irrthum gerathen sey. Seit dreyßig Jahren sind viele Minister beungnadiget, aber keiner hat bey seinem Falle so großes Aufsehen erregt, und so viel Theilnehmung gefunden. Die Erbitterung seiner Feinde verdoppelt noch das allgemeine Mitleiden. Sehr viele Damen dürfen sich nicht sehen lassen, alle die nemlich, von denen man Briefe oder Bildnisse unter den Papieren des Finanzministers gefunden hat. Man spricht von einem großen Behältnisse, das damit, und mit Haar von allerley Farben, angefüllet ist; alles ist in schönster Ordnung aufbewahret und rubriciret, so daß sehr zu wünschen wäre, er möchte in seinen übrigen Sachen eben so ordentlich gewesen seyn. Es scheint, daß le Tellier in großen Gnaden stehe, und daß Colbert, der Geschäftsmann des Kardinals Mazarini, zu Fouquet's Nachfolger bestimmt sey. Ich glaube, daß unser Freund sich an Herrn le Tellier halten müsse; aber er kennt ihn lange, und muß gegen seine List auf der Hut stehen. Der Oberaufseher der Finanzen, der entschlossener, edelmüthiger, ruhmbegieriger ist, würde seinem Interesse zuträglicher gewesen seyn, und ich würde seinen Verlust

lust bedauern, wenn er das erforderliche Ansehn gehabt hätte; allein seit geraumer Zeit hatte der König gar kein Vertrauen zu ihm. Ich kann in meiner jetzigen Lage unserm Freunde nicht nützlich werden. Man hat mir für meine Dienste mit dem schwärzesten Undanke gelohnet, und der Antheil, welchen ich an den Geschäften gehabt habe, giebt mir nicht nur bey Hofe kein größeres Gewicht, sondern ist vielmehr ein Bewegungsgrund, Mißtrauen in mich zu setzen und mich entfernt zu halten. Man erweiset mir die Ehre, mich zu fürchten, und in dem unverholensten Schritte, den ich zum Besten meiner Freunde unternähme, würde man weit aussehende Entwürfe suchen. Ich bin ein Schauspieler, der die Bühne nicht mehr betritt. Nach den großen Begebenheiten, von denen ich Zeugin gewesen bin, wobey ich eine wichtige Rolle gespielt habe, kommt das Hofgetümmel mir sehr abgeschmackt vor, und was da vorgeht, ist mir im höchsten Grade gleichgültig. Die Königin Mutter weis nicht, wie sie sich gegen mich benehmen soll; sie hat mich der Habsucht eines sterbenden Menschen, mit dem sie unzufrieden zu seyn Ursach hatte, den sie nicht mehr liebte, aufgeopfert; Schwäche wird immerdar der Fehler der Fürsten seyn. Nichts ist dem Anscheine nach natürlicher, als, daß man einen Willen, eine bestimmte Mey-

nung, habe, und nichts ist gleichwol seltener als dieß; die Menschen sind mit der Unbeständigkeit und Schwachheit so vertraut, daß derjenige, der ernstlich will und in seinen einmal gefaßten Gesinnungen beharret, für ausserordentlich gehalten wird. Ich verschönere meine Wohnung, finde mein Vergnügen im Umgange mit meinen Freunden, unterhalte mich mit ihnen von dem Vergangenen, und bringe meine Angelegenheiten in Ordnung, an die ich in dem Gewirre der großen Verhandlungen, die mich herumgetrieben haben, zu wenig gedacht habe. Ich lasse mich verleiten, zu Ihnen von mir zu reden, da ich doch, als ich die Feder ansetzte, die Absicht hatte, Sie vom Kardinale von Retz zu unterhalten; ich komme also auf das zurück, was ihn angeht. Der Hof wünscht sehr, seine Sache zu beendigen; man wird ihm gewisse Einkünfte nicht versagen, wird ihn aber zwingen, nur für sich allein zu sprechen. Es ist nicht mehr Zeit, für seine Freunde zu unterhandeln, nicht mehr Zeit, einen Vergleich zu schließen. Er ist so weit gebracht, daß er Verzeihung annehmen muß; er würde seine Sache verschlimmern, wenn er das Interesse seiner Freunde mit hinein zu ziehen suchte. Herr von Chandenier ist unglücklich, aber seine Stelle ist vergeben, und er wird sie nicht wieder erhalten.

Beym

Beym Nachsinnen über des Kardinals von Retz Aussöhnung mit dem Hofe habe ich meine Betrachtungen weiter getrieben, und mir die Frage aufgeworfen, welche Stelle er, nach der Rolle, die er gespielt hat, in der Welt wol einnehmen würde.

In den ersten Tagen seiner Wiedererscheinung bey Hofe wird er aller Augen auf sich ziehen, er wird keinen Schritt thun können, ohne überall von Aufmerkern umgeben zu seyn, und könnte vielleicht in die Versuchung kommen, Neugier für Theilnehmung und Achtung zu halten. Die Höflinge werden in seinen Manieren, seiner Figur, seinen Ausdrücken, Stoff zu einer Lächerlichkeit aufsuchen, und bey allem seinem Verstande wird er doch vielleicht Stoff dazu darbieten; sechs Jahre Abwesenheit vom Hofe machen da fremd, und man wird als lächerlich ausgeschrieen, wenn man die Weise und den Ton des gegenwärtigen Augenblicks nicht kennet. Wenn Stadt und Hof an dem Kardinale sich werden satt gesehen, wenn man über das Kapitel, wie ihm begegnet, wie er aufgenommen wurde, sich wird ausgesprochen, diesen oder jenen Einfall von ihm wird zum Besten gegeben, wenn das Frauenzimmer und die Stutzerchen ihm irgend einen lächerlichen Strich werden angehängt haben, so wird er in Vergessenheit sinken. Ein junger, ga-

lanter, mit Bällen und Schauspielen beschäftigter Hof wird sich wenig um einen Mann kümmern, der ihm wie ein von den Todten erstandener Römer vorkommen wird. Einige alte Freunde werden ihm zugethan bleiben, und einige schiefe Köpfe werden sich einbilden, daß er abermals regieren könne, und werden ihm vielleicht diese Grille aufheften. Wenn der Kardinal Retz ein großes Vermögen besäße, so würde man leichter seine Rolle ihm anweisen können; nächst der Hofgunst ist Reichthum dasjenige, was am meisten die Menschen anlockt; er könnte alsdenn ein großes Haus machen, Gelehrte, Leute von Verdienst, um sich versammeln, und es würde zum guten Tone gehören, bey ihm Zutritt zu haben. Aber, unser Freund hat ungeheure Schulden, und ich kenne die Erhabenheit seiner Seele, er wird sichs zur Pflicht und zur Ehre rechnen, zu bezahlen, was er schuldig ist, Freunden, die ihn großmüthig unterstützt haben, Summen zu ersetzen, deren sie sich beraubten, um ihm standesmäßigen Unterhalt zu verschaffen. Alles wohl überlegt, sind nur drey Wege zu wählen. Der erste wäre der, daß unser Freund die Erlaubniß auswirkte, sich nach Rom zu begeben, wohin er seinen Ruhm und seine Achtung mitnehmen würde. Aber in Rom ist ein Kardinal ein so viel bedeutender Mann, daß er nicht

ohne

ohne Staat und große äussere Pracht da leben kann; man muß also diesen Weg, der viele Vorzüge gehabt hätte, aufgeben. Das zweyte Mittel besteht darin, daß der Kardinal nach Commercy gehn, hier einsam, auf die einfacheste Art von der Welt, lebe, Christen-Tugenden übe, und seine Zeit auf die Abfassung von Schriften zur Vertheidigung der Religion und zur öffentlichen Erbauung verwende. Wenn er sich zu dieser Lebensart entschliessen, und sie zehn Jahre hindurch standhaft beobachten könnte, so würden einst Weltleute, Hof, Stadt, Frömmlinge, Volk und Europa ihn für den ersten Mann seines Jahrhunderts halten. Er würde ein neuer heiliger Augustin, würde, wie dieser, durch seine Verirrungen, seine Bekehrung, und die Erhabenheit seines Geistes berühmt seyn. Die eingeschränkte Lebensart, die er geführt hätte, würde ihn in den Stand gesetzt haben, seine Schulden zu bezahlen, und nach Verlauf jener zehn Jahre würde er sich im Besitze ungemein starker Einkünfte sehen. Alsdenn könnte er, durch einen Ruf, der nirgends auf Erden seines gleichen hätte, gehoben, auf jedweden großen Posten Anspruch machen; er dürfte unter den allervorzüglichsten Stellen der Kirche nur wählen, und würde an der Regierung vielleicht allen Antheil, den er verlangte, erhalten. „Wie schön Sie doch träu-

träumen können!„ werden Sie mir zurufen. Leider weis ich es wol; das erste hübsche Gesicht, das unserm neuen heiligen Augustin aufstieße, würde das Gebäude seiner Heiligkeit in Ruinen verwandeln. Wir wollen uns also an das natürlichere halten: der Kardinal mag anfangs zu Commercy, und hernach, wenn man es ihm erlauben wird, in Paris sich aufhalten; aber er muß sich nicht zum Enthusiasmus des Augenblicks fortreissen lassen; er muß wenig Leute sehen, und vor ernsthaften Herzensverbindungen sich hüten. Denn Sie kennen unsern Freund, faßt er für irgend eine schlaue Projektmacherin Leidenschaft, so wird er sich von ihr beherrschen lassen, und in Gefahr kommen, in alle Ausschweifungen einer übel geheilten Ehrsucht zu fallen, die aus Mangel an wirklichen Gegenständen mit Luftschlösserbau sich nähren wird. Das war es, gnädige Frau, was ich Ihnen über unsern Freund zu sagen hatte; Sie sind besser, als ich, im Stande, ihm Belehrung und Rath zu ertheilen. Der Herzog von la Rochefoucault, dem ich meinen Brief zeige, ist meiner Meynung; das heißt Ihnen genug darüber gesagt. Er trägt mir überdas auf, Ihnen zu melden, so wenig Beziehung dieß auch auf meinen Gegenstand hat, daß er noch immer bey dem bleibt, was er Ihnen über die Eigenliebe und

die

die Kokketterie gesagt hat; daß er eine kleine Abhandlung schreiben will, um darzuthun, daß die Tugend eine gewöhnliche Eigenschaft seyn würde, wenn es sonst keine galante Frauenzimmer gäbe, als diejenigen, welche durch das Herz oder die Sinne bestimmt werden. Er ist ein erleuchteter und sehr erfahrner Bemerker; er hat mir Züge von der Herzogin von Longueville angeführet, welche seine Meynung bestärken. Seiner Versicherung zufolge nahm er überall die Selbstliebe seiner Prinzessin wahr, und sahe solche beständig die Dienste ihres Herzens und ihrer Sinne verrichten. Er liebte sie mit leidenschaftlicher Stärke, „und doch, sagt er, schien es mir in den Augenblicken der Ueberlegung unleugbar, daß die Rolle, die sie durch mich bey den großen Verhandlungen zu spielen glaubte, die einzige Quelle ihrer Empfindungen war.„ Der Herzog von Rochefoucault ist vielleicht ein wenig verdächtig, er gleicht jenen Aerzten, die in jeder Krankheit diejenige finden, die sie am meisten studiret haben; aber bey dem allen äussert er Stralen von Einsicht, die bis ins Innerste des Herzens dringen, und ich habe es ihm zum Theil zu verdanken, daß ich mich kenne. Glauben Sie übrigens, daß man sich selbst so sehr zum besten habe, als es manchmal den Anschein hat? Daß die Frau von Châtillon z. B., welche

Thesen

Thesen voll großer Gedanken behauptet, nicht wisse, wie es mit ihren wahren Gesinnungen stehe? Frau von M . . . . begeht diese Thorheit nicht, sie begnügt sich, durch ihre Kühnheit sich Gewicht zu geben; ohne Zweifel denkt sie, ohne mit sich darüber zu Rathe zu gehen, wie der Kardinal von Retz, daß es schön ist, die erste in ihrer Art zu seyn, so schlecht diese Art auch seyn möge, und daß dieß ein sicheres Mittel ist, niemals in Verachtung zu fallen. Ich habe alle Muße, jetzt moralische Betrachtungen anzustellen; es gab Zeiten, in denen ich aus Verzuckung in Schlafsucht verfiel, gegenwärtig aber fühle ich den Werth einer Ruhe, die durch verschiedenerley Interesse belebt wird. Ich verkaufe Grundstücke, um meine Schulden zu bezahlen, ich steure Mädchen aus, und beschäftige mich mit meinen Kindern; meine Tage fließen schneller dahin, weil ich dem andern Morgen nicht so sehnlich entgegen sehe. Ehedem erzeugte die Lebhaftigkeit, womit ich meine Angelegenheiten betrieb, den Wunsch bey mir, Tag an Tag knüpfen zu können, um den Gegenstand, der meine Begierden rege machte, geschwind zu erreichen; und wenn er denn da war, so war das Vergnügen, oder der glückliche Erfolg allezeit unter der Schilderung, die meine Einbildungskraft mir davon entworfen hatte. Großes Vergnügen gewährt

mir

mir der Gedanke, daß ich einst in Ruhe mit unserm Freunde plaudern werde. Er hat in zehn bis zwölf Jahren ein Jahrtausend gelebt, wegen der Menge der Empfindungen, die eine auf die andere gefolgt sind, wegen der Lebhaftigkeit der Leidenschaften, die ihn umgetrieben, der Wichtigkeit und Verschiedenheit der Geschäfte, die ihm zu thun gemacht, und der Vergnügungen, die ihn berauscht haben. Alle diese unterschiedenen Situationen sind nicht wie ein bewegliches Gemälde vorüber gegangen, er hat nachgedacht in dem Maaße, wie er handelte und empfand. Er hat sich Grundsätze aus der Erfahrung abgezogen, er könnte ein Gesetzbuch der Moral verfertigen, das Königen, Fürsten, und Leuten von jedwedem Stande nützlich wäre. Ich habe ebenfalls einige Jahrhunderte gelebt, und habe bemerkt. Die Schreibsucht befällt mich bisweilen, aber der Kardinal von Retz ist der Mann, bey dem sie am rechten Orte wäre. Ein Umstand hält mich in dem Vorsatze zu schreiben auf: Ich mag nemlich gern Alles sagen, und ein Frauenzimmer kann nie alle seine Empfindungen enthüllen, folglich den wahren Grund seiner meisten Handlungen, seiner verschiedenen Verbindungen, nicht erklären. Vielleicht werde ich dieser Begierde unterliegen. Sonst legte ich auf alles sich beziehende Beichten ab, und ich

glau-

glaube, daß das Vergnügen, von mir zu reden, mich ohne Gefahr ganz meinem Hange zu überlassen, eben so viel Theil als die Andacht an dieser Ausgießung meiner Gesinnungen, an dieser treuen Schilderung meiner Handlungen hatte. — Ich sehe, daß ich eine Abhandlung zu Papier bringe, da ich Ihnen doch nur einige Zeilen über unsern Freund zu schreiben gedachte. Ich gebe dem Vergnügen, mit Ihnen mich zu unterhalten, nach, zumal da ich sehr sicher bin, daß Hr. von Retz Ihnen meinen Brief treulich überliefern wird. Man scheuet sich jetzt zu schreiben, scheuet sich zu reden, aller Briefwechsel ist seit dem Unglücke des Finanzministers verdächtig; man spähet seine Freunde aus, und seine gleichgültigsten Bekannten werden von denjenigen, die ihnen zu schaden suchen, für Freunde von ihm angegeben. Ich bedaure die Gräfin Düplessis-Bellière sehr; man soll ihre Briefschaften versiegelt haben. Gourville ist noch nicht in Verhaft genommen, man zweifelt aber nicht, daß ihm dieß Schicksal bevorstehe. Alle Geschäftsleute sind voller Bestürzung; sie vermuthen, daß eine Gerechtigkeitskammer niedergesetzt werden dürfte; „schlaget den Hirten, und die Schaafe werden sich zerstreuen.„ Man macht tausend Anspielungen auf die le Tellier'schen Eidexen, und die Colbert'sche Schlan-

Schlange *). Die Hofleute versichern, der König werde selbst regieren. Er bekommt Geschmack am Arbeiten, will alles sehen, alles unterzeichnen; das steht einem drey und zwanzigjährigen Fürsten schön; allein seine häufigen Besuche im Zimmer der Hoffräulein erwecken die Vermuthung, er werde finden, daß es Mittel gibt, seine Zeit angenehmer zuzubringen. Die Jagd und die theatralischen Tänze sind auch noch große Hindernisse. — Die zum Aufenthalt auf dem Lande bequeme Jahrszeit nähert sich ihrem Ende. Wollen Sie nicht zurückkommen, um bey den großen Veränderungen, die im Werke sind, gegenwärtig zu seyn? Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß man dem Kardinale rathen muß, sich geradezu an den König oder seine Minister zu wenden. Die Vermittler suchen nur, sich nothwendig zu machen, und verwickeln die Dinge, weil sie ihr eignes Interesse mit hineinziehen. Alle solche Zwischenhändler suchen einer dem andern zu schaden und sich einander den Rang abzulaufen, und es scheint, sie finden Vergnügen daran, ihren Unterhandlungen das Ansehn einer fein gesponnenen Einfädelung zu

*) Die Familie le Tellier führt drey Eidexen, und die Familie Colbert eine Wasserschlange im Wappen. Uebers.

zu geben. Unser Freund muß sich selbst ernstlich zu Rathe ziehen, muß den Herrn von Caumartin, den Uneigennützigkeit, Dienstbeflissenheit und Klugheit zieren, zu Rathe ziehen, und muß seine Wünsche rund aus, ohne Umschweife, von sich sagen. Abteyen und eine Geldsumme, so stark als möglich — höher dürfen die Saiten nicht gespannet werden. Leben Sie wohl, gnädigste Frau, und kehren Sie zurück. Dieß kann nie früh genug für mich, und ich darf sagen, nie früh genug für Sie geschehen, denn das Leben in den Landschlössern paßt für Sie nicht.„

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sénac de Meilhan, Gabriel, / Anna / Schmidt-Phiseldek, Christoph <<von>>,

Denkwürdigkeiten der Pfalzgräfin Anna von Gonzaga

Halle 1787

Gall.com. 144 o
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10414425-1
VD18 11557257